Magazin
für die
Deutsche Sprache.

Von

Johann Christoph Adelung.

Zweyten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.
1784.

I.

Herr Hauptmann von Blankenburg über Deutsche Sprache und Litteratur.

An den Herausgeber, mit dessen Anmerkungen.

Erlauben Sie, mein theuerster Freund, daß auch ich Ihnen über das, was Sie, in Ihrem Magazin, von unsrer Sprache, und unsrer schönen Litteratur gesagt haben, einige Zweifel vorlegen möge. Sie haben zu oft erklärt, daß Sie Ihre Meynungen von Jedermann geprüft zu sehen wünschten, und mir ist zu viel daran gelegen, mit mir selbst hierüber einig zu werden, als daß ich länger Bedenken tragen sollte, mit Ihnen mich schriftlich darüber zu unterhalten.

Wie sehr ich schon, ehe noch irgend eine Ihrer letztern Schriften erschien, darin Ihrer Meynung war, daß eine Sprache im Grunde nicht anders als im gesellschaftlichen Leben gebildet werden könne, und

daß unser jetziges Hochdeutsch nichts, als die verfeinerte Obersächsische Mundart, und nichts weniger als eine, aus den verschiedenen Mundarten Deutschlands herausgehobene Sprache sey, das wissen Sie. Auch itzt noch bin ich, nach der sorgfältigsten Untersuchung der Einwendungen Ihrer Gegner, dieser Meynung. Ich gestehe, daß ich noch immer nicht, die Möglichkeit des Gegentheiles nur begreife [1]). Aber, den Einfluß der Schriftsteller auf die Fortbildung einer Sprache überhaupt — von guter oder schlechter Fortbildung ist hier nicht die Rede — kann ich nicht so gering ansehen, wie Sie ihn (Mag. 3tes St. S. 45. u. f.) zu betrachten scheinen.

Ich sage, scheinen; denn Sie selbst sagen, (IV. S. 100.) „man lasse nur hundert Schriftsteller auf die„se Art zehn Jahre lang fortgehen“ (nämlich einen jeden auf seinem eigenen Wege, nach seinen eigenen Analogien) „so wird man Wunder sehen, was aus der „Sprache wird.“ Auch, dächte ich, spräche Erfahrung aller Art für dieses letztere. Wodurch ist, z. B. die Ober=

1) Dieser Beyfall meines gelehrten Freundes ist mir desto schätzbarer, da dessen ausgebreitete Kenntnisse und in philosophischen Untersuchungen geübter Scharfsinn auch aus andern Proben zur Genüge bekannt sind.

Obersächsische Mundart, oder unser jetziges Hochdeutsch, in denen Provinzen Deutschlands, welche eine andere Mundart haben, die Sprache der feinern Gesellschaft und der Leute von Erziehung und Geschmack geworden? Doch wohl durch Bücher? Also durch Schriftsteller. — Und wenn sie gleich durch diese nicht gebildet, sondern nur verbreitet worden ist: so hat sie denn doch immer, vermittelst derselben, Einfluß auf die Provinzialmundarten erhalten; und was in diesen also verändert und verbessert worden ist, kann nur den Schriftstellern zugeschrieben werden. Die Schlesische Mundart z. B. in den höhern Classen ist jetzt ein Gemische aus dem alten und neuen Hochdeutsch und dem Provinzialdialect; das, was sie vom Obersächsischen hat, ist ihr gewiß größten Theils durch die Lectüre Obersächsischer Schriftsteller zugeführt worden; gesetzt nun, sie würde weiter cultivirt, und durch allerhand glückliche Umstände, einmahl deutsche Schriftsprache, würde man nicht sagen müssen, daß Schriftsteller an der Bildung dieser neuen Spriftsprache großen Antheil hätten? — [a])

a) Um diese scheinbaren Widersprüche zu heben, bemerke ich folgendes. 1. Durch den Satz: „man lase nur hundert „Schriftsteller —— so wird man sehen, was aus der Spra„che wird;“ konnte ich ganz natürlich nur die Sprache

Die, aus verschiedenen neumodischen Schriften so häufig, auch in Obersachsen, in Umlauf gebrachten, zum Theil altdeutschen, zum Theil provinziellen, zum Theil, wohl ganz undeutschen Redensarten und Wendungen sind das Gegenbild hiezu, und beweisen eben das. Es steht gar nicht zu läugnen, daß verschiedene Schriften dieser Art, die sich so sehr durch Kenntniß des menschlichen Herzens, durch Witz, durch Imagination

verstehen, so wie sie sich in eben diesen hundert Schriftstellern darstellt, wenn man alle ihre Eigenheiten zusammen nimmt, nicht aber die höhere Gesellschaftssprache Obersachsens, auf welche die Abweichungen einzelner Schriftsteller, wie ich noch immer überzeugt bin, nie Einfluß gehabt haben, noch jemahls haben werden. Die Ursache werde ich im folgenden entwickeln. 2. Den Einfluß der Schriftsteller auf die höhere Gesellschafssprache der Provinzen läugne ich nicht, sondern ich habe selbst mehr als einmahl behauptet, daß man die Obersächsische Gesellschaftssprache und mit ihr auch die Schriftsprache oft nicht anders als aus Schriften erlernen könne. Ich gebe noch mehr zu, und räume ein, daß gute und dabey sprachrichtige Schriftsteller auch auf die Gesellschaftssprache Obersachsens Einfluß haben können, weil sie die feine Empfindung an dem Guten und Schönen, die auch hier unmöglich bey allen einzelen Gliedern der Gesellschaft gleich seyn kann, erhöhen und befestigen, und folglich die Eigenheiten und Uebereilungen einzeler Personen vermindern. Und in so fern bin ich mit meinem Freunde vollkommen darin einig, daß die Gesellschaftssprache auf die Schriftsprache, und diese wieder auf jene zurück wirken. 3. Sollte der Fall, welchen mein Freund von Schlesien als möglich annimmt, jemahls eintreten, so würde doch das Verdienst der Schriftsteller nur in bloßer Verbreitung der schon einmahl ausgebildeten Sprachsprache bestehen; und verbreiten und ausbilden ist denn doch nicht einerley.

gination u. s. w. auszeichnen, und dadurch interessant haben werden müssen, auch auf die Sprache der feinern Gesellschaft, mehr oder weniger Einfluß gehabt haben, so fehlerhaft sie auch, in Rücksicht auf Sprache überhaupt, immer seyn mögen. Und auch zugegeben, daß dieses nicht der Fall bey Personen von schon gebildetem Geschmack, und von gewissen Jahren ist: so liegt es doch, bey jüngern, am Tage. Auch mögen jene jetzt immer noch, im Ganzen, den Ton in der Sprache des geselligen Lebens angeben, und als Muster betrachtet werden; aber, wenn sie abgehen, und diese an ihre Stelle treten: so wird sicherlich nun, die Obersächsische Gesellschaftssprache, im Ganzen, nach Maßgebung des Einflusses, den jene Schriftsteller auf sie hatten, fortgebildet. — Und sollte sich nicht, auch diese Sache so verhalten, wie Alles in dieser Welt, mein theuerster Freund? Alles wirkt, gegenseitig, auf einander ein; der Zustand der Sprache des gesellschaftlichen Lebens auf Schriftsprache, und Schriftsprache wieder auf jene. [3]) —

3) Ich wünschte, daß es meinem Freunde gefallen hätte, mir nur ein Beyspiel anzugeben, daß ein veraltetes, provinzielles oder undeutsches Wort durch einen Schriftsteller, so beliebt er übrigens auch seyn mag, jemahls in der Obersächsischen Gesellschaftssprache wäre allgemein gemacht worden. Mir wenigstens ist kein Beyspiel dieser Art bekannt. Daß einzele Personen diese oder jene Eigenheit eines Schriftstellers

Und wenn nun auch, wie Sie (III. 46.) sagen, „die „Schriftsteller in diesem Stücke nicht mehr Recht hätten,

lers annehmen können, gebe ich zu; allein es bleiben doch immer Eigenheiten einzeler Personen, welche mit den Nachlässigkeiten einzelner Personen in eine Classe gehören, indem sich von ihnen nicht auf das Ganze schließen läßt. Nehmen jüngere Personen von noch nicht festem Geschmacke Eigenheiten von einzelen Schriftstellern an, so werden viele selbige bey reifern Jahren wieder ablegen, und zu den Analogien ihrer höhern Gesellschafsſprache zurück kehren, und die übrigen werden immer ein unmerklich kleiner Theil gegen das Ganze bleiben. Der Fall, daß so viele jüngere Glieder der Gesellschaft eine und eben dieselbe Eigenheit eines Schriftstellers annehmen sollten, als erfordert wird, diese Eigenheit in der Gesellschaftssprache allgemein zu machen, läßt sich kaum denken; wenigstens ist mir kein Fall dieser Art bekannt. Mir fällt hier eben das kindische Wort minnen ein. Ich wüßte kein veraltetes Wort, welches von Schriftstellern aller Art, guten und schlechten, poetischen und prosaischen, so sehr und so häufig wäre gebraucht worden, als eben dieses, und ich habe es zu meinem großen Aergernisse einmahl selbst auf der Kanzel gebrauchen hören. Aber ist es dadurch in der Gesellschaftssprache wieder allgemein geworden? Ich wenigstens habe es noch nie im mündlichen Umgange gehört, selbst nicht von solchen, welche in ihren Schriften sehr freygebig damit sind. Ich habe in meinem Magazine Luthers und Gellerts Beyspiel aufgeführet, und muß es hier wiederholen. Wäre je der Fall möglich, daß die Eigenheiten einzeler Schriftsteller in der Gesellschaftssprache, oder selbst nur in der Schriftsprache gangbar werden könnten, so müßte es von den Eigenheiten dieser beyden Männer gelten, weil nicht leicht Schriften so allgemein und mit so vieler Theilnehmung sind gelesen worden, und noch gelesen werden, als die Schriften dieser beyden Männer. Und doch bleiben Luthers veraltete Wörter und Sprachfehler immer veraltete Wörter und Sprachfehler, und Gellerts Provinzialismen werden es wohl immer bleiben. Noch eine Anmerkung kann ich hier

„ten, als jedes andere einzelne Glied der Gesellschaft;“ Geht denn, in dieser Unterwelt, Alles den Weg Rechtens? — Die Frage ist: ob die Schriftsteller auf Bildung der Sprache einwirken können? Und daß sie es können, lehrt die Erfahrung. — — Aber auch ein größeres Recht, als den andern Mitgliedern der Gesellschaft, kommt dem Schriftsteller meines Bedünkens an der Bildung und Ausbildung der Sprache zu. Wenn es nämlich wahr ist, daß die Verfeinerung der Sprache von einem verfeinerten Empfindungsvermögen abhängt: so haben die Schriftsteller, und besonders die Dichter, nicht allein hierin einen Vorzug vor den übrigen Individuen: sondern sie haben auch, je nachdem sie mehr oder weniger gelesen werden, einen grös-

hier nicht unterdrücken. Ich habe mehr als einmahl wahrgenommen, daß solche Schriftsteller, welche die Sprache als Schriftsteller fortbilden, und neue Analogien und Wörter einführen wollen, sich wohl hüten, ihre sogenannten Verbesserungen in dem mündlichen Umgange anzubringen, sondern sich hier wie andre vernünftige Menschen ausdrücken. Warum anders, als weil der Contrast, welchen ihre Grillen mit den individuellen Umständen des gesellschaftlichen Lebens machen, die doch nur allein neue Analogien einführen können, im mündlichen Umgange stärker auffält, als am einsamen Pulte im Oberstübchen. Ein bekannter Schriftsteller sagt von Herdern, dessen übrige große Verdienste ich von ganzen Herzen hochschätze: „wenn er von sich erhalten „könnte, so ungekünstelt, natürlich und doch stark und kraft„voll zu schreiben, als er im gesellschaftlichen Umgange „spricht, so wären wir alle Stümper gegen ihn.“

fern Antheil an der Ausbildung desselben in diesen übrigen. Und ihr nur zu großer Einfluß hierauf läßt sich wohl nicht bestreiten. 4) —

Indessen

4) Ich befürchte, liebster Freund, daß wir hier einander nicht völlig verstehen, wenigstens in den Begriffen nicht ganz einig sind, daher ich mich näher erklären muß, was ich unter dem Fortbilden oder Ausbilden einer Sprache verstehe, und da wird sich denn bestimmen lassen, in wie ferne sich solches von Schriftstellern behaupten läßt. So viel ich weiß, läßt sich eine Sprache nur auf eine dreyfache Art aus- und fortbilden. 1. Die erste Art bestehet darin, daß man aus der vorhandenen Gesellschaftssprache das edelste, beste und richtigste auswählet, seine Sprach- und Zeitgenossen darauf aufmerksam macht, und auf diese Art das in der Sprache schon vorhandene Gute immer weiter verbreitet. Hierbey kommt es außer der nöthigen Sprachkenntniß ganz auf die feine Empfindung nicht sowohl überhaupt, als insbesondere in Rücksicht auf seine Sprache an. Das ist denn nun freylich nur eine Aushebung des Besten, oder, wenn Sie wollen, weitere Verbreitng desselben, wird aber oft schon eine Aus- und Fortbildung genannt, besonders von solchen, welchen die Gesellschaftssprache, voraus diese Aushebung geschiehet, nicht gehörig bekannt ist. Nennen auch Sie das aus- oder fortbilden, nun so gebe ich Ihnen von ganzem Herzen zu, daß dieses von Schriftstellern, wenn sie anders den dazu gehörigen Grad des Geschmackes besitzen, geschehen kann, und vorzüglich geschehen muß, theils weil die Schrift mehr Zeit, Ueberlegung und Auswahl verstattet, als der flüchtige mündliche Ausdruck, theils aber auch, weil die Verbreitung des Ausgehobenen nur allein durch die Schrift auf eine fruchtbare und dauerhafte Art geschehen kann. Hier wären wir also einig.

Die

Indessen steht denn doch, trotz allen diesen, nicht zu läugnen, daß die Obersächsische Mundart einmahl die

Die zweyte Art bestehet darin, daß man die in der Gesellschaftssprache schon vorhandenen Analogien auf schickliche neue Fälle anwendet, sie betreffen nun die Bildung neuer Wörter, oder die Biegung, oder auch die Verbindung der Wörter. So können noch täglich neue Zusammensetzungen gemacht, und vermittelst gewisser Ableitungssylben neue Wörter gebildet werden. So neigen sich manche irregulären Verba in der Gesellschaftssprache unvermerkt zur regulären Form, ich komme, du kommst, er kommt, für kömmst, kömmt, ich bratete für ich briet, u. s. f. und die Beobachtung dieser neuen Formen ist wahre Ausbildung, weil das Regelmäßige doch vollkommner ist, als das abweichende. Diese Ausbildung kann nun unter den gehörigen Umständen, d. i. bey dem dazu erforderlichen Grade von Geschmack und Sprachkenntniß, sowohl im mündlichen Ausdrucke, als in der Schrift geschehen; nur hier wieder auf eine mehr sichere, fruchtbare und dauerhafte Art, als dort, und zwar aus den vorigen Gründen. Daß ich in diesem und dem vorigen Stücke den Schriftstellern alles nur mögliche Verdienst zugesprochen habe, erhellet aus den vorigen Stücken dieses Magazins.

Die dritte und letzte Art bestehet endlich darin, daß man entweder ganz neue und der höhern Gesellschaftssprache fremde Analogien einführet, oder gangbare Analogien dem gesellschaftlichen Sprachgebrauche zuwider auf neue Fälle anwendet. Dahin gehöret, z. B. wenn man die Orthographie und den Wortbau nach der entfernten Abstammung ummodelt, Knopfelauch für Knoblauch; wenn man die Participia auf eine fremde und ungewöhnliche Art gebraucht; wenn man neue Wörter ohne alle Analogien oder nach längst veralteten Analogien bildet, Eheiezigkeit, (wer rathen kann, der rathe!) wenn man fremde, veraltete oder provinzielle Wörter wieder einzuführen sucht; wenn man die Wörter nach dem Muster des niedrigen Volks verstümmelt, 's ist 'ne rechte Schand; wenn

die angenommene Schriftsprache, und die Sprache des feinern Umganges — wenn nicht noch allgemein ist — doch

wenn man die Pronomina vor den Verbis wegläßt, hab'n nicht geseh'n; wenn man den Hiatus zu vermeiden, die End-Vocale verschlingt, mein' arm' Amalia; wenn man die Artikel vor den Substantiven unterdrückt, Mann hat Frau geschlagen; und wer kann sie alle zählen, die vielen neuen Analogien, durch welche man die Sprache in den neuesten Zeiten hat fortbilden wollen. Wollten Sie wohl behaupten, liebster Freund, daß Schriftsteller berechtiget sind, die Sprache auf diese Art, d. i. nach neuen in der höhern Gesellschaftssprache nicht gegründeten Analogien, aus- und fortzubilden? Gewiß nicht, denn ich weiß, wie sehr Sie oft wider dergleichen Thorheiten geeifert haben. Nur bloß in diesem Verstande habe ich den Schriftstellern alles Recht, die Sprache fortzubilden abgesprochen, und das glaubte ich deutlich genug auszudrücken, wenn ich die Fortbildung durch Schriftsteller als Schriftsteller allein läugnete; denn die beyden vorigen Arten haben sie mit dem sprechenden Theile unter den gehörigen Umständen gemein. Die Ursache nun, warum Schriftsteller keine neue Analogien einführen können, habe ich in meinem Magazine hinlänglich entwickelt, daher ich sie hier nicht wiederholen will. Hier wären wir also auch einig, und ich wüßte nicht, warum wir streiten sollten.

Aber, sagen Sie, ich gebe es zu, daß die Schriftsteller dieses Recht nicht haben. Gehet denn alles den Weg Rechtens? Und können diese Unholden nicht auf die widerrechtlichste Art von der Welt auf die Sprache Einfluß haben? — Auf die Schriftsprache wohl, sofern sie dieselben in einzelen Theilen zu einem ungestalten Ungeheuer machen können; aber auf die Gesellschaftssprache der obern Classen gewiß nicht, weil alle Sprach-Analogien, wenn sie allgemein werden sollen, ganz auf die individuellen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens gegründet seyn, und daraus hergenommen werden müssen.

doch wenigstens, größtentheils allgemein gewesen ist. Das ist Thatsache; sie liegt Jedermann vor Augen; es ist Thatsache, daß, von dem südlichen Obersachsen aus, sich die gereinigten Religionsbegriffe, und vermittelst derselben Aufklärung und Gelehrsamkeit über den, von uns Allen, für den aufgeklärtesten gehaltenen Theil Deutschlandes verbreitet haben; es ist Thatsache, und es war ja auch ganz natürlich! — daß hierdurch die Obersächsische Mundart die angesehenste, und dadurch Gesellschaftssprache aller derer wurde, die an Ausbreitung der Reformation, der Aufklärung und der Gelehrsamkeit Theil nahmen, oder Theil daran zu nehmen, das Ansehn haben wollten; es ist Thatsache — und auch eben so natürlich! — daß eben die Ursachen, die jenes bewirkten, auch Schriftsteller, und zwar gebildetere Schriftsteller, und in einem frühern Zeitpunkte, hervorbrachten, als irgend ein anderer Theil Deutschlandes; es ist Thatsache — und es war auch wieder ganz natürlich! — daß auswärtig gebohrne Schriftsteller, aus den angeführten Gründen, ihre Sprache nach jener Mundart bildeten, und zu bilden suchten; und, wer an Allem diesen zweifelt, kann unmöglich unsere politische, und Litterargeschichte, sorgfältig und unpartheiisch studiert haben; allein das, was Sie hieraus folgern, mein Theuerster Freund, scheint

scheint mir denn doch, bey Weiten, nicht daraus herzufließen.

In Ihrem Aufsatze über den Zustand der deutschen Litteratur (I. S. 84. u. f.) setzen Sie den Verfall, oder doch das Zurückbleiben unser Litteratur darin, daß die neuern Schriftsteller nicht auf den Fußstapfen der Schriftsteller von 1740 – 1760 fortgegangen sind. Aber ist es denn schon so ganz ausgemacht, mein Theuerster Freund, daß unsre schöne Litteratur, seit dem Jahre 1760, stehen geblieben ist? Wie es sich erweisen liesse, sehe ich nicht ab; denn gesetzt auch, daß das Abgehen von der, in jenen Jahren herrschenden Schriftsprache, ein halber wirklicher Beweis dafür wäre: so hängt ja, auch wenn es eine unbedingte Sprachrichtigkeit gäbe, von dem Mangel dieser, nicht auch der Mangel an Genie, Witz, Scharfsinn, Imagination, u. s. w. ab. Schließt der Mangel jener diese mit aus? Sind sie nirgends als bey Sprachrichtigkeit, vorhanden? Oder fehlt dem, welchem es an der feinen Empfindung des wirklich Schönen — (I. S. 97.) in der Sprache mangelt, nun auch die feine Empfindung des Schönen überhaupt, das heißt der Mannichfaltigkeit und Proportion, und Simplicität und Schicklichkeit, worin sich das Gefühl des Schönen auflößt, und mit diesem

zu:

zugleich, auch das feine Gefühl von Größe und Erhabenheit, und Harmonie u. s. w. in Bildern, Empfindungen und Gedanken? — So wichtig auch Geschmack in der Sprache immer seyn mag: so sind doch Witz und Scharfsinn, u. s. w. und der Gebrauch und die Anwendung derselben, wohl die Haupt- und Grundtheile desselben. — Und so müßte man denn nun erweisen, daß der Werke des Witzes, von 1760 an, weniger erschienen, oder daß doch in allen weniger Witz, Imagination, Scharfsinn, u. s. w. als in jenen erstern Schriften, zu finden sind. [5])

Lassen

5) Ohne Zweifel hatte mein Freund, als er dieses niederschrieb, dasjenige noch nicht gelesen, was ich in dem 4ten Stücke des vorigen Bandes auf Veranlassung ähnlicher Vorwürfe, über diesen Gegenstand gesagt habe. Ich wiederhole daher so kurz als möglich. 1. Ich habe nicht behauptet, daß unsere schöne Litteratur seit 1760 im Ganzen stehen geblieben ist, auch nicht, daß Deutschlands schöne Geister vor 1760 die spätern an Witz, Einbildungskraft und Scharfsinn übertroffen haben. Wenn ich unsere schöne Litteratur seit 1760 der vor diesem Zeitpunkte nachgesetzt habe, so ist es bloß in der vernachläßigten Einheit geschehen, und zwar nicht allein in Ansehung der Sprache, sondern auch alles übrigen, was die schöne Litteratur zu einer schönen National-Litteratur machen muß. Worin diese Einheit bestehet, und was dazu gehöret, habe ich eben daselbst nothdürftig entwickelt. Vielleicht rede ich zu einer andern Zeit davon ausführlicher. 2. Dasjenige, wodurch diese Einheit erhalten wird, ist der Geschmack oder die Fertigkeit, nicht allein das Schöne überhaupt, sondern auch das nationelle Schöne, das Edle, Wohl-

Lassen Sie uns annehmen, daß man den Fußstapfen, oder der Sprache jener erstern Schriftsteller treu geblie- ben

Wohlanständige und Schickliche nach den Begriffen seiner Nation zu empfinden und zu befolgen. Es wäre also bloß der Mangel dieses feinen Grades des Geschmackes, welchen ich nicht allen, sondern nur einem sehr großen Theile unserer neuern schönen Geister abgesprochen habe. Und wenn man erwäget, wie und wo sich die meisten dieser Herren gebildet haben, so wird die Abwesenheit dieser feinen Empfindung sehr leicht begreiflich. 3. So wenig ich nun unsern neuern Schriftstellern Genie, Witz, Einbildungskraft und Scharfsinn abgesprochen habe, so wenig habe ich auch behauptet, daß diese zur schönen Litteratur weniger nothwendig sind, als Sprachrichtigkeit und die übrige Befolgung der nationellen Einheit. Aber Sie müssen mir auch zugeben, werthester Freund, daß ohne Befolgung der Einheit, oder mit einem andern Worte, ohne Geschmack, kein vollkommen schönes Kunstwerk möglich ist. Vielmehr müssen beyde Arten von Fähigkeiten auf das genaueste verbunden werden. Das Genie reicht den Stoff dar, der Geschmack aber muß die Bearbeitung und Darstellung leiten. Lassen Sie zwey Schriftsteller von einerley vorzüglichen Graden des Genies, einerley Gegenstand mit gleichem Glücke von Seiten des Witzes und des Scharfsinns bearbeiten, nur geben sie dem einen den feinsten, dem andern aber einen merklich geringern Grad des Geschmackes; wessen Kunstwerk werden Sie wohl vorziehen? Wenn Sie nun, wie ich gewiß versichert bin, sich das Werk des Mannes vom feinsten Geschmacke wählen werden; so müssen Sie mir auch zugeben, daß der Geschmack für die schöne Litteratur eben so unentbehrlich ist, als in den bildenden Künsten. Da nun der Mangel dieser feinen Empfindung nicht bloß in Rücksicht auf die Sprache, sondern auch in Betrachtung der übrigen Umstände, welche das nationelle Schickliche, Edle, Wohlanständige und Schöne ausmachen, seit 1760 unläugbar ist: so hatte ich doch wohl Recht, wenn ich behauptete, daß unsere schöne Litteratur seit diesem Zeitpunkte, dem von 1740 bis dahin in dieser Rücksicht nachzusetzen sey.

ben wäre, würde man auch eben dadurch zu mehrern Witz, mehrerer Imagination, mehrern Scharfsinn, und besonders zu mehrerer Kenntniß des menschlichen Herzens, gelangt seyn? — Herr Biester hat Ihnen die bekannten Prose Fiorentine angeführt; ich dächte, es sollte mir nicht sehr schwer fallen, Ihnen eine ganz hübsche Anzahl deutscher Schriftsteller anzuführen, die dem Obersächsischen Sprachgebrauch bis itzt immer treu geblieben, und deren Schreibart, in Rücksicht hierauf, äußerst correct ist; aber, schwerlich würden Sie sie für Schriftsteller, die mit Geschmack geschrieben haben, erklären wollen. 6)

Nach

6) Hier scheinen Sie, liebster Freund, voraus zu setzen, als wenn ich behauptet hätte, daß das Wesen der schönen Litteratur in der Sprachrichtigkeit allein bestehe. Allein so etwas konnte mir nie einfallen. Wenn ich die Nothwendigkeit nicht allein dieser, sondern der nationellen Einheit überhaupt und folglich auch des Geschmackes behauptete, so schloß ich dadurch Witz und Genie gewiß nicht aus; sondern beklagte nur den Mangel jener, der jetzt bey allen übrigen Fähigkeiten unserer Schriftsteller vorzüglich sichtbar ist. Die Prose Fiorentine sind daher auch kein Einwurf wider mich. Sie beweisen weiter nichts, als daß man auch ohne Witz und Genie sprachrichtig und mit Geschmack schreiben kann, und dieses gebe ich eben so sehr zu, als ich zugebe, daß Sprachrichtigkeit und Geschmack allein zur Darstellung einer schönen Litteratur nicht hinreichend sind.

Nach Ihrem eigenen System — so wie auch nach dem Meinigen — hängt die Ausbildung des Geschmackes überhaupt, so wie die Verfeinerung der Sprache selbst, von dem Zusammenfluß einer Menge äußerer günstiger Umstände ab: würde die Betretung jener Fußstapfen zu diesen äußern günstigen Umständen geführt haben? [7]) — Ich möchte daher auch nicht gern irgend einer Provinz in Deutschland, auf den gegenwärtigen Anschein, den sie hat, die Hofnung, einst Pflegerinn des Geschmacks, selbst in Rücksicht auf Sprache, zu werden, absprechen, wie Sie (IV. 154.) thun. Noch minder könnte ich dieses nach Ihren eigenen Grundsätzen, zufolge welcher Volksmenge in begränztem Raume, das wesentlichste Erforderniß dazu ist. — Wer kann sich getrauen alle die Umstände angeben oder bestimmen zu wollen, unter welchen, und vermittelst welcher,

7) Ich sehe den Sinn und die Absicht dieser Frage nicht ganz ein. Die Ausbildung des Geschmackes in einer ganzen Provinz, hängt allerdings von einem Zusammenflusse mehrerer günstiger Umstände ab. Haben sich diese einmal vereiniget, und eine Provinz vor allen andern herausgehoben, nun so wird diese ganz natürlich das Muster und Urbild aller einzelen Personen, folglich auch der Schriftsteller, in allem was das eigentliche National-Schöne ausmacht, wohin denn Sprache, Wohlstand, Sitten u. s. f. gehören. Ich sehe also nicht ein, wie Schriftsteller zu denjenigen äußern Umständen geführet werden müssen, welche jene Provinz zur Pflegerin des Geschmackes erhoben haben.

cher, irgend ein bestimmtes Ding in dieser Unterwelt, zu seiner Wirklichkeit, oder zu seiner Reife zu gelangen vermag? [8]) —

„Aber, werden Sie sagen, wenn gleich nicht erweislich ist, daß die Schriften der neuern deutschen schönen Litteratur ärmer an Imagination, an Kenntniß der menschlichen Natur, an Witz und an allen Früchten dieser Eigenschaften sind: so ist doch erweislich, daß sie von der in den Schriften von 1740—1760 herrschenden Schriftsprache zum Theil weit abgehen.“

Das ist, allerdings, Thatsache; und, ich will zum Voraus eingestehen, daß ich nicht glaube, es sey wohlgethan; aber, lassen Sie uns erst zusehn, was die neuern Schriftsteller eigentlich abhalten sollte, es nicht zu thun?

Weil jene Schriftsprache, oder die Obersächsische Mundart, wesentliche, innre Vorzüge vor den andern Mundarten Deutschlands hat? — Einen eigentlichen

8) Allerdings, und daher können wir den künftigen Gang des Deutschen Geschmackes ruhig dem Schicksale überlassen. Aber jetzt ist doch noch kein Anschein vorhanden, daß irgend eine andere Provinz in Deutschland in diesem Stücke Ober-Sachsens Stelle einnehmen werde. Der ökonomisch-militärische Geist unserer heutigen Politik ist zuverläßig keiner der günstigen äußern Umstände, welche dazu erfordert werden.

Beweis hiefür haben Sie nicht gegeben; auch sind wir beyde darüber einig, daß es keine unbedingte allgemeine deutsche Sprachrichtigkeit giebt; Sie selbst gestehen ein (III. 86.) „daß die verschiedenen befolgten „Analogien, jede in ihrer Art, gleich wahr und richtig „sind;" und (IV. 100.) „daß sogar die Neuerungen „und Künsteleyen so vieler jetzt lebenden Schriftsteller „sich aus der Natur der Sprache, oder doch einer Mund„art derselben, rechtfertigen lassen, und zum Theil „daraus hergeleitet worden sind;" und (ebend. S. 138.) setzen Sie hinzu, „daß Sie jeden Sprachfehler, jeden „Barbarismum, und jede Provinzial-Eigenheit aus „der Natur der Sprache sich zu rechtfertigen getrau„en." — Vielleicht würde jener Beweis auch schwerlich anders, als a priori zu führen seyn. Das cultivirteste Land, nämlich, muß auch die cultivirteste, folglich, die reichste, wohlklingendste, biegsamste Sprache haben; und wer Ihren Maßstab für Cultur annimmt; (III. 48.) kann Sachsen diese Sprache nicht absprechen. Aber, wenn dieses nicht ein Allgemeinsatz bleiben, wenn die Behauptung anschaulich gemacht werden soll: so müßte man nun, in einzelen Beyspielen aus solchen Schriftstellern, welche dieser Mundart nicht treu geblieben sind, zeigen, daß das, was sie sagen, sich in der Ober-

säch-

sächsischen Mundart würde bestimmter, anschaulicher, treffender und richtiger haben ausdrücken lassen. [9]) —

„Mag ein solcher Beweis, könnten Sie erwiedern, sich immer nicht führen lassen; es bleibt denn doch entschieden, daß solche Schriftsteller erstlich, minder allgemein verständlich sind.“ . . .

9) Das ist denn freylich der gewöhnliche Grund, mit welchem man die meisten Neuerungen in der Sprache zu rechtfertigen sucht, und ich gestehe es, daß er einigen Schein hat; aber gewiß nur einen sehr schwachen. Ich bemerke daher vorläufig: 1. Kraft, Nachdruck und Anschaulichkeit sind allerdings Vorzüge des Ausdruckes; allein sie sind es, theils nur unter gewissen Umständen, theils sind sie höhern und wesentlichern Eigenschaften untergeordnet. Die Ausdrücke des niedrigen Volkes sind allemahl die anschaulichsten, kraftvollesten und nachdrücklichsten; sollte also dieser Grund ohne alle Einschränkung gelten, so sehen Sie leicht, wohin er führen wird, weiter, als Sie werden gehen wollen. Sprachrichtigkeit, Reinigkeit, Einheit und Würde sind die höhern Eigenschaften des Ausdruckes, welchen alle übrigen untergeordnet seyn müssen. 2. Sehr oft ist der vorgegebene Nachdruck nur eingebildet oder willkührlich angenommen, und alsdann erreicht er seine Absicht ohne hin nicht. Wie oft hat man nicht in den mit Recht veralteten Wörtern behagen, behäglich, minnen, minniglich u. s. f. eine besondere Kraft gesucht, die niemand darin finden wird, wer diese Wörter nach ihrem Baue und dem darin gegründeten Sprachgebrauche untersucht. 3. Bestimmtheit und Richtigkeit sind allerdings zwey wesentliche Eigenschaften des guten Ausdruckes; allein, liebster Freund, lösen Sie selbige in Begriffe auf, so werden Sie finden, daß sie sich ohne die Einheit, die Sie hier bestreiten wollen, nicht denken lassen.

Die allgemeine Verständlichkeit, mein Theuerster Freund, ist, wie mir dünkt, einmahl, eine so höchst relative Sache, daß jeder Mensch — und wie viel eher jeder Schriftsteller! — wohlthäte, auf diese allgemeine Verständlichkeit Verzicht zu leisten. Ich fürchte, daß, wenn die letztern darauf Anspruch machen, sie auch beynahe jeden großen erhabenen vielfassenden Gedanken, jeden kühnen Ausdruck, jedes entferntere, wiewohl noch so edle Bild, jede feine, wiewohl noch so glückliche Anspielung, auch wenn sie in das reinste Obersächsisch gekleidet wären, fahren lassen müssen; ich fürchte, daß, wenn allgemeine Verständlichkeit das Hauptverdienst der Schriftsteller ist, die besten Schriftsteller aus den Jahren 1740 — 1760, selbst für sehr viele cultivirte Obersachsen, dieses Verdienst noch nicht haben; (denn, was hilft das Verstehen aller einzeler Worte und Redensarten, wenn der ganze Gedanke, in seiner ganzen Feinheit und Beziehung, nicht verstanden wird?) und daß wir denn doch wieder, aus eben diesem Grunde mit eben diesen Schriftstellern, andere in gleichen Rang werden stellen müssen, die im Ganzen genommen den erstern — die Schuhriemen aufzulösen kaum werth geachtet werden können; (denn auch der Gebrauch ganz verständlicher Wörter und Redensarten macht noch nicht verständlich.) — Ich fürchte endlich, daß, wenn wir

auf

auf allgemeine Sprachverständlichkeit zu sehr bestehen, wir höchst seichte und wässerichte Schriftsteller ziehen werden, die, um aller Zweydeutigkeit zuvor zu kommen, um allen Doppelsinn zu vermeiden, um ihre Gedanken ja ganz genau und bestimmt und völlig auszudrücken, so schreiben, wie — Mad. Gottsched z. B. die Graffigny übersetzte; ein bloßes j'en jouirai, je Vous rendrai tous heureux, durch: „Alsdenn werde ich „meiner Güter erst recht genießen, wenn ich euch „beyde dadurch werde glücklich gemacht haben.“ — So gewiß auch Verständlichkeit vom Ausdrucke mit abhängt, so gewiß ist es doch auch, daß, wer den Sinn eines Gedankens überhaupt zu fassen vermag, sehr leicht den Sinn eines ihm noch unbekannten Wortes, einer ihm noch ungeläufigen Redensart oder Wendung fassen wird, und daß von dem, der jene nicht zu fassen vermag, nicht verstanden zu werden — weiter kein Unglück ist. Häufige, wiederholte Klage über ein Paar unverständliche Worte und Redensarten in sonst wirklich gedankenreichen Schriftstellern, ist für mich beynahe ein sicherer Beweis, daß man von den Gedanken selbst nicht viel gefaßt, oder mehr um der Worte als der Gedanken willen gelesen hat; nicht einmahl der bloße Spaziergänger achtet auf jedes Steinchen, das in seinem Wege liegt, vielweniger, daß er daran stieße;

so wie mir dünkt, daß, je mehr ein Leser Gedanken zu fassen vermag oder zu fassen Lust hat, je minder er sich schämt, auch noch ein Paar unbekannte Wörter und Redensarten zu lernen. — Bedenken Sie nur, daß wenn, im Fortschritt der Cultur, in irgend einer Mundart neue, aus ihr ganz richtig abgeleitete Wörter und Redensarten gebildet werden, diese nicht auch sogleich allen, die diese Mundart sprechen, ganz verständlich, und, wenn sie es endlich allgemein geworden sind, nur wenige, sehr sehr wenige der Sprechenden die analogisch richtige Bildung derselben erkennen oder fühlen; und lassen Sie mich noch hinzusetzen, daß, wenn auch der Prosaist, sobald er einwirken, und also auch der, welcher nur überzeugen, nicht bloß der, welcher täuschen oder rühren will, die Phantasie der Leser ins Spiel zu ziehen wohlthut, er nur so wenig, als möglich, zu Umschreibungen seine Zuflucht nehmen muß, und auch ihm also, aus diesem Grunde, der Gebrauch, sowohl veralteter und Provinzialwörter, als auch die Bildung neuer, nicht gänzlich zu versagen ist, wofern er nicht schon, in der angenommenen Mundart Eines findet, das seinen Begriff eben so treffend und anschaulich ausdrückt. *) Der

Folgen

*) Aus eben diesem Grunde glaube ich auch, die wirklichen Synonimen in der Sprache vertreten zu können.

Folgen sind noch mehrere, die sich hieraus, gegen verschiedene Ihrer Sätze ergeben, ich übergehe sie, um nicht zu weitläuftig zu werden. Freylich werden Sie mir, nach vielen Stellen Ihres Magazines zu urtheilen, meine obige Behauptung, nicht so ganz gelten lassen, indessen getraue ich mir, durch das Beyspiel der besten, ältern und neuern Prosaisten, sie gut zu machen. Die Wahrheit derselben ergiebt sich unter andern auch daraus, daß man durch die schulgerechtesten Schlüsse zwar einen Gegner hin und wieder zum Stillschweigen gebracht, aber fast noch nie überzeugt hat. Es giebt, wie mir dünkt, der ganz reinen Begriffe für die Menschheit überhaupt, nur sehr wenige; und kann deren nur sehr wenige geben, so wie auch nur sehr wenige Begriffe sich so ganz klar und deutlich ausdrücken lassen; daß alle Menschen Eins und dasselbe dabey denken müßten. [10]) —

10) Die allgemeine Verständlichkeit ist allerdings ein relativer Begriff, aber doch gewiß nicht so schwankend und unbestimmt, daß man nun ganz Verzicht darauf leisten, oder sie ganz vernachläßigen müßte. Läßt sie sich gleich nicht nach allen Individuis bestimmen, so läßt sie sich doch nach Classen bestimmen. Moses Mendelsohn, Garve u. s. f. schreiben für Philosophen, oder doch wenigstens für Leser, welche im Denken geübt sind, und diesen, als Classe gedacht, sind sie gewiß verständlich, wenn gleich nicht so sehr den niedern Classen, für welche Gellert schrieb. Und alsdann fällt auch der Ein=

Immerhin mag also ein Schriftsteller, welcher mit unter Niedersächsische oder Oberdeutsche Worte und Redensarten gebraucht, wirklich von Obersachsen nicht, selbst wenn sie sich darum bemühen, gänzlich verstanden werden. Auch aus einem andern Grunde liegt nichts daran. Er wird von seinen Landsleuten verstanden. Oder, müssen ihn diese auch nicht verstehen, wenn jene ihn nicht verstehen können? Ist er deswegen, wenn er sonst reich an neuen, wahren, großen Ideen, und

Einwurf weg, daß die Beobachtung der Verständlichkeit seichte und wässerige Schriftsteller erzeugen würde; wenigstens ist die Vernachläßigung der Verständlichkeit wohl gewiß kein Mittel, gründlich und körnig zu schreiben. Der Fehler der Mad. Gottsched in dem angeführten Beyspiele bestehet nicht in der Verständlichkeit, sondern in der unnöthigen Weitschweifigkeit. Wird die Verständlichkeit gehörig bestimmt, so liegt in ihrem Begriffe zugleich das gehörige Maaß derselben, welches sie auf der einen Seite vor der Dunkelheit, und auf der andern vor der Weitschweifigkeit und vor dem Wässerigen bewahret.

Aber die Verständlichkeit ist es nicht allein, welche den Gebrauch derjenigen Freyheiten verbiethet, welchen mein Freund hier das Wort zu reden scheint. Auch die Einheit und der darauf gegründete Begriff einer schönen Schriftsprache sind dawider, und zwar diese vornehmlich. Entweder wir Deutschen müssen allem Anspruche auf eine schöne Schrift-Sprache völlig entsagen, und dann wären wir unter allen ganz und halb gesitteten Völkern das einzige seltsame und unglückliche Volk dieser Art, oder es muß gewisse Gränzen geben, diese Einheit zu erhalten, und die Freyheit der Schriftsteller einzuschränken.

und glücklichen Bildern ist, minder werth — von der ganzen Nation verstanden zu werden? Das Gepräge macht ja nicht das Gold zum Golde. — Ein Recht, Verständlichkeit von ihm zu fordern, ein Recht, seiner Unverständlichkeit wegen ihn zu tadeln — (Tadel und Klage sind zweyerley) — haben die Obersachsen warlich nicht. — War nicht einmahl eine Zeit, mein Theuerster Freund, und giebt es, zum Theil nicht noch Orte, wo das Obersächsische nicht allgemein verständlich ist? aber, man hat es gelernt, und man lernt es noch. — Sollten die Obersachsen nicht auch lernen wollen? Oder sollten sie davon sich auszuschließen gar ein Recht haben? *) [II])

„Zur

*) Anmerk. Meines Bedünkens entsteht aus der, zum Theil so gar poßirlichen Rechtschreibung verschiedener neuern Schriftsteller mehr Unverständlichkeit, als aus der Aufnahme alter, oder Provinzialwörter und Redensarten. Und dieses wäre denn schon hinlänglich, sie nicht in Schutz nehmen zu können, wenn nicht auch Verbesserungen der Sprache durch Rechtschreibung das undeutlichste Ding, und der ungereimteste Einfall, den ein Sprachkünstler haben kann, wären.

von Blank.

II) Schreibt ein Schriftsteller für seine Provinz allein, so wird es ihm niemand verdenken, wenn er, um sich ihr desto verständlicher zu machen, Provinzialwörter gebraucht. Allein, wenn er für ganz Deutschland, oder doch für den gesittetsten Theil desselben schreibt, so ist es Pflicht, der einzigen

Schrift-

„Zur Schönheit einer Sprache, sagen Sie, gehört „Einheit in derselben, und diese Einheit besteht nicht, „ohne gleichförmige Analogien; folglich verträgt sich,

Schriftsprache getreu zu bleiben, welche dem gesitteten Theile aller Provinzen gleich verständlich ist. Diese Forderung geschiehet daher nicht blos um der Obersachsen, sondern um aller Provinzen, großen Theils aber auch um des Schriftstellers selbst willen, um sich nicht in den Verdacht, wenigstens eines üblen Geschmackes zu setzen. Ein an sich reicher und großer Gedanke bleibt freylich reich und groß, wenn gleich der Ausdruck fehlerhaft und schlecht ist; allein alsdenn hat er eine Vollkommenheit weniger, und bleibt ein schöner, aber schlecht ausgedruckter Gedanke. Das Gepräge macht freylich das Gold nicht zu Gold, aber es macht es doch zu Geld, und soll der schöne Gedanke den gehörigen Eindruck machen, so muß er auch schön ausgedrückt werden. Kurz, Gedanke und Ausdruck müssen auf das genaueste verbunden seyn, und niemahls einander entgegen gesetzet werden, das ist schon ein sehr alter Grundsatz, und ich sehe nicht ein, aus was für einem Grunde bloß die Deutschen davon abweichen sollten. Die orthographischen Neuerungen, welche mein Freund in seiner Anmerkung mit Recht tadelt, fließen mit den übrigen Neuerungen in der Sprache aus einer und eben derselben Quelle, d. i. aus der verletzten Einheit und den unbefugten Freyheiten, welche sich Schriftsteller als Schriftsteller in der Sprache nehmen. Gestehen wir ihnen das Recht zu, Wörter und Verbindungsarten nach eigenem Gutdünken zu machen und zu gebrauchen, so können wir ihnen auch noch weniger das Recht versagen, die Sprache so zu schreiben, als es einem jeden gut dünket, denn die Orthographie ist doch immer weit unbedeutender als jenes. Hindert eine ungewohnte Darstellung eines bekannten Wortes die möglichst leichte Verständlichkeit, wie viel mehr ein unbekanntes Wort; ein vertrauter Freund in der Verkleidung kann uns fremd scheinen, aber doch gewiß nicht so sehr, als ein wahrer Fremdling.

„sich, was vorher gesagt worden ist, nicht mit einer „schönen Sprache.“

Aber, mein Theuerster Freund, auch ein und dieselbe Mundart hat nicht ganz einförmige Analogien, sonst gäbe es ja in der Grammatik keine Ausnahmen von den Regeln. Und das Mehr oder Weniger hierinn zu bestimmen, die mögliche Anzahl der nützlichen Ausnahmen festzusetzen, ist wohl schlechterdings unmöglich. — Ich denke, wir sind beyde darüber einig, daß keine Sprachen regelmäßiger sind, als die Sprachen der ganz wilden und barbarischen Völker? [12]) —

Und dann verträgt sich die Vermischung einer Schriftsprache mit einer andern Mundart besser, als man, allgemeinen Grundsätzen gemäß, auf den ersten An-

12) Wenn die Einheit in der Regelmäßigkeit bestände und bestehen müßte, so könnten die Ausnahmen von der Regelmäßigkeit einen Einwurf abgegeben. Allein da jene hier in keine Betrachtung kommt, so gehören auch diese nicht hierher. Eine Ausnahme von der Regel, so bald sie in einer Mundart allgemein ist, ist Analogie, und gehöret in so fern mit zur Einheit. Die Römische, die Französische, kurz alle ausgebildete Sprachen haben so viele Ausnahmen von der Regel, als die Hochdeutsche, und dennoch haben sie Einheit, und warlich, unendlich mehr Einheit, als unsere heutige Schriftsprache unter den modischen Schriftstellern.

Anblick wohl glauben sollte. Der Verfall der schönen römischen Litteratur, die Sie, als Beyspiel des Gegentheiles, anführen, ist warlich nicht der Aufnahme veralteter und Provinzialwörter und Redensarten in die Schriftsprache zuzuschreiben; dieses war nur wieder eine Folge von veränderter Denkart, verändertem Zustande der Sitten und vielen Dingen mehr, die ich hier nicht weitläuftig anführen kann. Wären nur die Schriftsteller der silbernen, ehernen und eisernen Jahrhunderte hellere, und nicht, zum Theil, verschrobene Köpfe; wären sie eines edlern, erhabenern Sinnes fähig, und ihr Gefühl besser ausgebildet gewesen: sie würden nicht auf Sprachkünsteleyen verfallen seyn. Jenen muß also entweder entgegen gearbeitet, oder es muß nicht, durch allerhand Umstände bewirkt werden, wenn dieses nicht geschehen soll. Oder glauben Sie, daß jene Schriftsteller, wenn sie auch in dem besten Latein des goldenen Zeitalters geschrieben hätten, werth wären, den eigentlichen Schriftstellern dieses Zeitalters an die Seite gestellt zu werden? Würden sie nicht immer noch reich an halb wahren und halb falschen Ideen, an weit hergeholten Anspielungen, u. s. w. seyn? [13]) —

Doch

13) Sie räumen mir, liebster Freund, hier unvermerkt mehr ein, als ich gebrauche und verlange. Sie geben mir zu, daß

Doch zurück zur Deutschen Sprache! — In der Einleitung zu ihrem Lehrgebäude (S. 64.) sagen Sie selbst, „daß die alte Oberdeutsche Mundart nach dem „Muster der Meißnischen ausgebildet, daß jene durch diese „verfeinert worden;“ und in Ihrem Magazin (I. 18.) „daß die ältere Hochdeutsche Schriftsprache, der neuern „zum

daß das barbarische Latein des mitlern Alters, welches vornehmlich in der ungeschickten Vermengung der Sprachen und Mundarten bestand, aus dem Mangel an Geschmack und feiner Empfindung herrührte; nun so geben Sie mir auch zu, daß die Vermengung der Mundarten in andern Sprachen gleichfalls aus dieser Quelle herfließt. Veraltete Wörter sind immer solche, welche eine Schriftsprache um eines dunkel empfundenen Mangels willen, bey Seite gelegt hat: Provinzialwörter sind immer Ausdrücke, welche aus der niedern Volkssprache einer Provinz hergenommen sind, denen also entweder ein ähnliches Gebrechen, oder doch ein niedriger Nebenbegriff anklebt. Nennen Sie mir ein jedes beliebiges Wort dieser Art, und ich will meinen Satz beweisen; bis dahin kann ich freylich nur allgemein reden. Kann man in solchen niedrigen Nebenbegriffen, (denn diese sind es gemeiniglich allein, warum man nach Provinzialwörtern hascht,) wohl eine Schönheit suchen? Gebraucht ein Schriftsteller solche Wörter, so empfindet er entweder ihre Mängel und Niedrigkeit nicht, oder er empfindet sie, und hält sie für schön. In beyden Fällen liegt der Fehler an seinem Geschmacke, dem es an der gehörigen Feinheit fehlet. Es ist dieses Beyspiel ein neuer Beweis, daß sich Gedanke und Ausdruck nicht trennen lassen; denn ist der letzte fehlerhaft, so ist es gewiß der erste auch. Die Schriftsteller des mittlern Zeitalters konnten nicht ächt Römisch schreiben, ohne ächt Römisch zu denken, und lösen sie alle Sprachneuerungen unserer modischen Schriftsteller auf, so werden sie immer einen, entweder verworrenen oder doch mangelhaften Gedanken darin finden.

„zum Grunde liege;“ also sind denn doch, in der jetzigen Schriftsprache, im Grunde zwey Mundarten zusammen geflossen? Denn die ältere Hochdeutsche Schriftsprache war nichts, als die Oberdeutsche Mundart. —

Ich weiß sehr gut, daß, zur Zeit, da dieses geschah, der Unterschied der verschiedenen deutschen Mundarten noch sehr geringe war; [14]) aber die damahlige Schriftsprache lebt noch in Schriften jener Zeit, lebt noch in der jetzigen Oberdeutschen Mundart, und diese geht in vielen Analogien von der jetzigen Schriftsprache ab; der Oberdeutsche sagt z. B. ich bin gesessen, gelegen, gestanden, wir sagen, ich habe gesessen, gelegen, gestanden; sie hat für ein Menge Gegenstände und

14) Daß der Unterschied der Mundarten in den ältern Zeiten geringer gewesen, als jetzt, ist ein gewöhnliches Vorurtheil; allein es ist sehr leicht zu widerlegen, wenn man nur die aus allen Provinzen noch vorhandenen Denkmähler unserer Sprache aufmerksam erwäget. Die Mundarten sind in Deutschland gewiß so alt, als die Nation, und rühren noch von den einzelnen unabhängigen Völkerschaften her, in welche sie ehedem getheilet war. Volkssprachen, folglich auch Mundarten, denn beyde sind im Grunde einerley, ändern sich bey weiten nicht so schnell, als die Schriftsprachen, weil der Fortschritt in der Kenntniß und dem Geschmacke bey dem Volke weit langsamer ist. Doch das gehöret eigentlich nicht hierher.

und Begriffe deutsche Nahmen, für welche die jetzige Hochdeutsche ausländische angenommen hat, für unsern Corporal, Rottmeister; für Disertion, Feldflucht; für Garnitur, Gewende; für Intelligenzcomtoir, Fragamt, und so viele mehr, die ich Ihnen nicht erst anführen darf. Und was folgt denn nun aus allen diesen? Meines Bedünkens dieses, daß die Eigenheiten anderer Mundarten zum Ganzen der Schriftsprache passen, (I. 28.) daß diese aus jenen bereichert werden, (29.) daß die Schriftsprache Provinzialwörter aufnehmen könne. (IV. 109.) | Freylich ist Maaß und Ziel hierinn zu beobachten; aber nur das eigene Gefühl des Schriftstellers vom Schönen und Häßlichen, vom Wahren und Falschen kann dieses Maaß und Ziel bestimmen. Die strengste Beobachtung der angenommenen Schriftsprache und der grammatischen Regeln kann einen Menschen eben so wenig gut — (gut und richtig sind immer noch sehr verschiedene Dinge) — schreiben lehren, als alle mögliche ästhetische Schriften einen Dichter oder Redner aus ihm machen können. [15])

Doch

15) In unserer heutigen Schriftsprache sind die Ober- und Niederdeutsche Mundart zusammen geflossen, das ist unläugbar, und das ist zugleich die Ursache, warum sie in allen Pro-

Doch aus dem, über die Bildung unserer jetzigen Schriftsprache, Gesagten, folgt auch noch mehreres.

Es

Provinzen so leicht verständlich ist, leichter verständlich, als irgend von einer andern Mundart gesagt werden kann. Daß diese Zusammenschmelzung wenigstens schon von dem 13ten Jahrhunderte an geschehen, ist jetzt auch gewiß, allein wie sie geschehen, ist schwer zu bestimmen. So viel siehet man wohl, wenn man dem Gange der Meißnischen Mundart in den obern Classen von ihrem Entstehen an nachspüret, daß sie sehr langsam geschehen, und zwar mit Aushebung des allgemeinsten, anständigsten, schicklichsten und würdigsten, mit Weglassung alles dessen, was ein provinzielles Ansehen hatte, d. i. den Geist und Ausdruck des niedrigen Volkes in der und jenen Provinz athmete; gerade so, wie noch jetzt ein Schriftsteller, wenn er wirklich claßisch seyn will, mit dem gesellschaftlichen Ausdrucke der obern Classen verfahren muß. Wie nun daraus folgen könne, theils, daß die Eigenheiten anderer Mundarten in diese ausgehobene Schriftsprache passen, theils, daß diese durch Provinzialwörter bereichert werden könne, sehe ich nicht ein; vielmehr folgt daraus das Gegentheil. Ist der Weitzen bereits von der Spreu geschieden, so kann doch diese unmöglich mehr zu jenem passen, oder zu dessen Bereicherung dienen. Will man den Weitzen noch mehr veredeln, so muß man vielmehr alle noch darin befindliche fehlerhafte Körner auslesen, und er wird desto reiner und schöner werden, je feiner die Sinne und das Empfindungsvermögen des Auslesenden sind.

Das individuelle eigene Gefühl des Schriftstellers ist immer der unsicherste Maßstab, der nur möglich ist, weil dieses Gefühl ohne höhere Leitung so verschieden ist. Das beweisen alle die Thorheiten, welche je von Schriftstellern in der Schriftsprache gewagt worden, und welche nach ihrem Gefühle sehr schön und vortreflich waren. Gut und richtig sind freylich verschiedene Dinge, und es kann etwas richtig seyn, ohne daß es darum gut sey; allein nichts kann gut seyn, was nicht vorher richtig ist. Die Reinigkeit, Richtigkeit und

Ver-

Es wird dadurch das Gegentheil dessen erwiesen, was Sie (I. 18.) sagen, erwiesen, nämlich: „daß keinesweges die schon vorhandene Schriftsprache allmählich die Gesellschaftssprache der obern Classen einer Provinz, je nachdem sich der Geschmack dieser Provinz verfeinert, werden müsse.“

Und fällt dieses weg: so fällt denn auch der Satz (Mag. I 99.) weg, „daß, wenn der gute Geschmack „und die schöne Litteratur der Deutschen weiter kommen „sollen, sie immer von dem Grade ausgehen müssen, „in welchem Obersachsen sie gelassen hat.“ 16)

Wenigstens fällt er, in Rücksicht auf Sprache, weg. Und wie er von Ideen, und Bildern, und Darstellung gelten könne, gesteh ich aufrichtig, gar nicht zu

 begrei-

Verständlichkeit des Ausdruckes machen die Schreibart nicht schön, allein sie müssen bey den übrigen Schönheiten zum Grunde liegen. Eine Metapher hört auf, eine Schönheit zu seyn, sobald sie in ein fremdes, oder fehlerhaftes oder provinzielles Wort eingekleidet wird, weil das Bild alsdann entweder Dunkelkeit, oder niedrige Seiten, oder andere Mängel hat.

16) Beyde Schlußfolgerungen fallen nach dem, was ich wider die Gründe erinnert habe, worauf sie gebauet sind, weg, wenigstens wird mein Freund selbst, sie nunmehr hoffentlich gar sehr einschränken.

begreifen. Zwar ist es mir einleuchtend genug, daß der, dem die Natur Anlagen zu Imagination, Scharfsinn, Beobachtungsgabe, Witz, u. s. w. gegeben, auch durch das Studium der, in der Obersächsischen Mundart geschriebenen guten Werke, zum Theil gebildet werden könne; aber Obersachsen oder vielmehr die Schriftsteller desselben, können hierzu nicht mehr — und nicht einmahl so viel — beytragen, als die claßischen Schriftsteller der Alten, und die guten Schriftsteller der Engländer, Franzosen und Italiäner. Denn sollten sie mehreren Antheil hieran haben: so müßte vorher erwiesen werden, daß sie vorzüglich, im Einverständniß mit dem eigenthümlichen Geist und Charakter der deutschen Nation geschrieben haben; und schwerlich würde dieses von ihnen dargethan werden können. Fast alle haben sich zu sehr, und zu genau nach den Franzosen — oder, wenn man lieber will, nach den Alten — gebildet. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß dieses kein Tadel jener Schriftsteller seyn soll; es soll nichts mehr heißen, als daß sie nichts ganz besonders Nationelles haben, — welches sich denn, vielleicht, auch nicht haben läßt. —

Sind sonst nur, bey andern Provinzen Deutschlandes, die zur Ausbildung des Geschmackes erforderlichen

äuß-

äußern Umstände vereint (und dazu kann das, was Sachsen für den Geschmack gethan hat, nichts beytragen:) so werden diese Provinzen ihn fortbilden können, ohne in sächsische Fußtapfen treten zu müssen. — Daß sie wohl daran thäten, ist etwas anders, und eine ganz andere Frage; doch darüber in der Folge! 17) —

17) Es kommt hier, so wie bey dem vorhergehenden Abschnitte, alles darauf an, daß man von dem Geschmacke, so fern er national seyn soll, von seiner Entstehung und Ausbildung sich den gehörigen Begriff macht, und diesen weiter verfolgt. Deutschland ist in verschiedene Provinzen getheilt; jede derselben hat ihren eigenen Geschmack der gewisser Maßen immer auch aus ihrer Mundart ersichtlich ist. Der Geschmack einer solchen Provinz kann nicht national seyn, weil eine Provinz keine Nation ist. Sollen wir einen schönen National-Geschmack haben, so muß in Deutschland das geschehen, was bey allen Völkern von der Schöpfung an geschehen ist: der Geschmack der ausgebildetsten Provinz muß die Richtschnur und der Maßstab des National-Geschmackes seyn. Eine andere Auskunft ist, so viel ich sehe, unmöglich. Ich habe dieses in dem 4ten Stücke des 1sten Bandes weitläuftiger ausgeführet, und will es hier nicht wiederholen. Welche deutsche Provinz bisher die ausgebildetste gewesen, und es in sehr vielen Betrachtungen noch ist, verkennet mein Freund nicht, ob er gleich im folgenden das Verdienst derselben zu schwächen sucht. Gehet man von diesem Satze aus, und von Begriffen auszugehen ist doch immer die erste Pflicht eines gründlichen und unparteyischen Untersuchers, so heben sich alle übrige Betrachtungen von selbst, und es wird unwiderlegbar, daß Sachsen für Deutschlands Nationalgeschmack alles gethan hat.

Auch läßt es sich sehr gut begreifen, warum die Obersächsische Mundart nicht in dem Ansehn bey uns steht, als die attische bey den Griechen. Daß, von Obersachsen, Aufklärung in Religion und Philosophie ausgegangen ist; daß es viel zur Ausbildung des Geschmacks und der schönen Litteratur gethan hat, läßt sich gar nicht wegstreiten; es kann, von dieser Seite betrachtet, sogar um Deutschland, im Grunde, größere Verdienste haben, als Athen um Griechenland; aber das Verdienst eines Staates erfordert auch eine politische Größe, wenn es anerkannt werden und einwirken soll. Und dieses war der Fall von Athen. Es war zur Zeit seiner Blüthe, an der Spitze des übrigen Griechenlandes; es hatte den größten Antheil an den Siegen über die verhaßten Feinde aller Griechen, die Perser. Nehmen Sie den Glanz der Stadt selbst hinzu. Von Einer Statue konnte es, auf den Nothfall, vierzig Talente des reinsten und feinsten Goldes abnehmen *); es hatte seiner Minerva einen Tempel, ganz aus dem schönsten, weißen Marmor erbaut; und einen Tempel des Jupiters, der, wenn Meursius recht gerechnet hat, acht tausend Talente kostete; es hatte ein Theater, das 30,000 Menschen fassen konnte **), und auf die Erbau=

*) Thucyd. L. II. c. 13. p. 40. Ed. Glasg.

**) Strabo l. 9. Herod. VIII. 65.

bauung der Propyläa, die im Grunde denn doch nichts mehr, als ein Thor war, über drittehalb Millionen Thaler jetzigen Goldes verwenden können *). Ist es zu verwundern, wenn es bey den Griechen in größerm Ansehn stand, als L. in Deutschland? Um angesehn zu seyn, muß man ja immer glänzen. Und auf eben ein solches größeres und allgemein anerkanntes Ansehn gründet es sich wohl nur vorzüglich, wenn es einem Gascogner oder Bretagner nicht einfällt, oder ehedem einem Longobarden oder Apulier nicht einfiel, an der französischen, oder an der römischen Schriftsprache zu meistern. [18])

 Aber

*) Svid. voc. Προπύλαια.

18) Wenn in einem Lande eine Provinz sich durch höhere Cultur und vorzüglich ausgebildeten Geschmack unter den übrigen sich so sehr hervorthut, daß sie in Werken des Geschmackes den Ton angeben kann, so ist freylich die politische Größe, wenn sie zugleich damit verbunden ist, sehr vortheilhaft, diese Vorzüge auch durch äußere Macht strahlen zu lassen; allein unumgänglich nothwendig ist sie nicht, indem es hier bloß auf höhere Ausbildung des Geistes und des Geschmackes ankommt, welche auch ohne politische Größe Statt finden kann. Und denn, mein Freund, welche deutsche Provinz, als Provinz, als bloße Provinz betrachtet, hatte seit den letzten drey Jahrhunderten so viele politische Größe, als Sachsen? Werfen Sie mir nicht ein, daß wir regierende Häuser in Deutschland haben, welche Sachsen an Macht weit übertreffen. Sie haben diese Größe nicht dieser oder jener vorzüglich blühenden Provinz, sondern einer Verbindung

Aber auch in der schönen griechischen Litteratur selbst glänzte das alte Athen mehr. Es war zur Verbreitung und Anerkennung seines Ansehns, wohl nichts weniger, als gleichgültig, daß die Plato und Aristoteles, die Euripides und Sophokles, die Thucydides *) und Xenophon, daß Demosthenes und Aristophanes, und so viele, viele mehr, in seinen Ringmauern gebohren waren und darinn lebeten; und dieses gab ihm denn auch nicht allein wirklich größere Verdienste um die griechische schöne Litteratur überhaupt, und ließ den andern griechischen Staaten eine zu geringe Nachlese darin, sondern es beweißt auch, daß es selbst einen feinern ausgebildetern Geschmack haben mußte, als das neuere Athen. Es ist, dünkt mir, kein gleichgültiges Zeugniß für das Daseyn von Genie und feinem Empfindungsvermögen an irgend einem Orte, wenn er eine solche Menge von solchen

dung sehr vieler Provinzen zu verdanken, welche dazu nicht einmal alle Deutsch sind. Kurz, setzen Sie Provinz gegen Provinz, und lassen dabey den Umfang des Bodens nicht aus den Augen, so wüßte ich warlich keine einige deutsche Provinz, welcher Sachsen selst in Ansehung der politischen Größe, weichen dürfte.

*) Da hätte ich nun freylich Thukydides schreiben sollen; denn einen Thucidides hat es eigentlich auch nicht gegeben; aber allem Ansehen nach, wird Deutschland den Thukydides schwerlich so gut kennen lernen, als es den Thucidides kennt.

solchen Köpfen selbst hervorbringt, so wie es, zur Erhaltung und Vervollkommnung dieses feinen Empfindungsvermögens in irgend einem Orte nicht wenig beytragen muß, wenn solche Köpfe darinn bleiben, und leben und sterben.

Und wenn, wie Sie (I. 85.) sagen, „eine langwierige Bekanntschaft mit schönen Gegenständen „aller Art erforderlich ist, um dem Empfindungsvermögen für das Schöne die nöthige Leichtigkeit und Sicherheit zu ertheilen:“ so muß Athen, welches eine so große Menge der schönsten Kunstwerke aller Art besaß, daß ich aus den ersten Seiten des Pausanias allein schon einige dreißig marmorne und eherne Statuen von den größten Meistern verfertiget, zusammengezählt habe, wohl in der Feinheit des Empfindungsvermögens einen Vorzug vor allen Orten gehabt haben. Und dennoch glaube ich kaum, daß, wenn, wie es in Verfall gerathen war, ein anderer, blühender griechischer Staat seine Aufmerksamkeit auf Geschmack und schöne Litteratur geheftet hätte, dieses so glänzende Athen, woferne sonst die dazu erforderlichen äußern Umstände dem andern Staate zu Hülfe gekommen wären, sein Ansehn in Rücksicht auf Sprache und schöne Litteratur, erhalten haben würde. [19])

 Denn,

19) Dieser ganze Absatz ist mehr für mich, mein Freund, als Sie vielleicht glauben. Uebersehen Sie die deutschen Jahrbücher

Denn, ungeachtet Athens Ansehn sich in Rücksicht auf Sprache und Litteratur erhielt, war dieses Ansehn denn doch nicht so groß, daß dadurch eine gänzliche Einheit in der schönen griechischen Litteratur, oder Sprache bewirkt worden wäre. Es ist bekannt, daß der Flor dieses

bücher der Gelehrsamkeit und des Geschmackes seit den letztern drey Jahrhunderten nur mit ein Paar Blicken, so werden Sie finden, daß von allen verdienten großen Männern, welche Deutschland nur aufzuweisen hat, eine reichliche Hälfte, (ich behaupte gewiß eher zu wenig als zu viel,) von Geburt Sachsen waren, und daß von der übrigen Hälfte gewiß der größte Theil sich in Sachsen gebildet hatte. Ihrem Plato und Aristoteles setze ich Christian Thomasius und Leibnitz entgegen, und eben so leicht könnte ich Ihnen große und verdiente Männer aus allen Fächern hernennen, welche, wo nicht gerade aus Leipzig, doch wenigstens aus Sachsen herstammen. Ich getraue mir sogar beweisen zu können, daß an der Zahl großer und berühmter Männer das neue Athen das alte sehr weit hinter sich zurück läßt. Wollen Sie, daß ich Ihnen einmahl ein solches Verzeichniß vorlegen soll? daß alle diese Männer gerade in Sachsen leben und sterben mußten, ist so wenig nothwendig, daß vielmehr das Gegentheil für mich streitet. Wenn eine Stadt oder Provinz mehr große Männer hervor bringt, als sie gebrauchen oder belohnen kann, so wandern sie aus, und verbreiten ihr Licht auch in andern Provinzen. Daß das alte Athen mehr Kunstwerke aller Art aufzuweisen hatte, als das neue, thut wohl zur Sache nichts, und würde allenfalls mehr Luxus, aber nicht mehr Geschmack beweisen, und wenn auch das letztere daraus folgen sollte, so kommt es doch hier nicht darauf an, ob Sachsen vor Athen oder dieses vor jenem den Vorzug hat, sondern bloß darauf, ob sich Sachsen in Ansehung des Geschmackes zu den übrigen deutschen Provinzen so verhalten hat, wie Athen zu den übrigen griechischen Staaten. Das mehr oder weniger thut zur Hauptsache nichts.

dieses Staates nach den Siegen über die Perser, und der Wiederaufbauung der Stadt durch den Themistokles, und also ungefähr ums Jahr d. W. 3480, anfängt; aber Pindar bediente, funfzig oder sechzig Jahre später, sich noch immer des dorischen Dialects, und Herodot, etwas früher, und Hippokrates, etwas später wie dieser, noch immer des Jonischen; und man hatte die völlige Blüthe von Athen schon gesehen, hatte schon alle seine großen Schriftsteller in Händen, wie Theokrit wieder in der dorischen Mundart dichtete. Die Vermischung aller verschiedenen Dialekte scheint bey den Griechen so wenig tadelhaft gewesen zu seyn, daß ich — ich kann mich nicht sogleich besinnen, wo? — den Homer gelobt gefunden habe, weil er, in Einem Verse alle vier griechische Dialekte, und auch die gemeine Sprache zu verbinden gewußt habe. Und Quinctilian schreibt, (XII. 10. 55. p. 626. Ed. Gesn.) den Vorzug, den die griechischen Schriftsteller, in Ansehung der Anmuth, vor den römischen haben, offenbar der Menge ihrer verschiedenen Dialecte zu. *) 20)

Und,

*) Graecis non verborum modo, sed linguarum inter se differentium copia est. Quare qui a Latinis exiget illam gratiam *sermonis attici* (der also alle griechische Mundarten aufgenommen haben mußte) det mihi et parem copiam.

20) Ich würde zu weitläuftig werden müssen, wenn ich mich hier über die griechischen Mundarten und ihr Verhältniß gegen die Schriftsprache umständlicher erklären

Und, wenn wir nun, mein Theuerster Freund, die oben genannten griechischen Schriftsteller, unter die classischen Schriftsteller der Griechen setzen; wenn Homer

ren wollte. Ich habe freylich Griechenland als ein Beyspiel zur Erläuterung meines Satzes angeführet, allein nur als Beyspiel, nicht als einen Beweis, welcher auf ganz andern Gründen beruhet. Ich kann daher hier alles zugeben, ohne daß die Richtigkeit meines Satzes etwas dabey leidet. Gesetzt also, es wäre in Griechenland die Einmischung der Mundarten in die Schriftsprache kein Fehler gewesen, so würde sich diese Erscheinung auf eine Art erklären lassen, welche gar sehr zur Bestätigung meines Satzes dienen würde. Der Fortschritt des menschlichen Geschlechtes in den Kenntnissen, in dem Geschmacke, in der Vollkommenheit geschiehet nur stufenweise, ist ein wahrer Fortschritt, kein Sprung. Griechenland ist das erste bekannte Land in der Welt, welches uns eine schöne Schriftsprache und eine schöne Litteratur aufstellet. Ist es wohl zu vermuthen, daß dieser erste Versuch, aller einzeler Schönheiten ungeachtet, sogleich im Ganzen den möglichsten Grad der Vollkommenheit bekommen können? Und kann das, was an dem ersten Versuche noch wirklich mangelhaft war, nach zwey oder drey tausend Jahren, wenn sich die Begriffe schon weit mehr geläutert und verfeinert haben, eine Schönheit seyn, oder zum Muster der Nachahmung dienen? Müßten wir alsdenn nicht mit allen unsern Kenntnissen wieder zu den ersten rohen Anfängen zurück gehen? Der Begriff einer schönen Litteratur erfordert unter andern auch Einheit der Schriftsprache; findet sich diese in der griechischen Litteratur nicht, nun so ist das ein Fehler, welchen man dem ersten Volke in der Welt, welches uns eine schöne Litteratur gegeben hat, leicht zu Gute halten kann. Daß einzele Schriftsteller aus abgöttischer Verehrung der Alten, diese und andere Mängel für Schönheiten halten, beweiset nun wohl nichts, weil nichts so ungereimt ist, was nicht einmal von einem Schriftsteller wäre behauptet worden.

mer, der zwar vor der Blüthezeit Athens schrieb, aber auch desto freyer alle Dialekte gebraucht, diesem ungeachtet den ersten Platz unter den claßischen Schriftstellern einnimmt, ist denn nun Einheit in der Sprache so unbedingt erforderlich, um zu den claßischen Schriftstellern eines Volkes gezählt zu werden? Hängt dieses so ganz unbedingt von Einheit in der Sprache ab? Es müssen doch wohl wichtigere schriftstellerische Eigenschaften dieser Benennung zum Grunde liegen? Denn, bedenken Sie nur ferner, daß sogar in Athen selbst gezeugte und lebende Dichter wenigstens, sich, auch zur gänzlichen Blüthezeit desselben, kein Bedenken machten, sich gleichsam aus allen verschiedenen griechischen Dialecten einen eigenen zu machen. — Bedenken Sie ferner, wie weit die Sprache griechischer Schriftsteller aller Art, der Prosaisten sowohl als der Dichter, von der eigentlichen Gesellschaftssprache sich entfernen mußte, da sie die Freyheit sich nahmen, Wörter zu verlängern, zu verkürzen und zu verändern, je nachdem es ihnen der Wohllaut zu erfordern schien, ohne daß sie darüber, sogar von einem Aristoteles getadelt worden wären; bedenken Sie, wie wenig Einheit in Rücksicht auf Sprache gewesen, wie sehr die Schriftsprache von der Gesellschaftssprache abgegangen seyn muß, da Palamedes schon ein erklärendes Wörterbuch über komische und tra-

gische

gische Wörter, dessen Suidas gedenkt, zu schreiben für nöthig fand, und Galenus eines dergleichen über den Aristophanes, Eupelis, Cratinus, u. a. m. also über komische Dichter, deren Sprache der Gesellschaftssprache am nächsten zu kommen pflegt, verfertigte, welches, so sehr es auch schon in neuere Zeiten fällt, doch wohl auf die komischen Dichter allein eingeschränkt gewesen wäre, wenn die Sprache derselben nicht gleichsam eine eigene Sprache ausgemacht hätte? — Und kann denn diesemnach der Probierstein, wie Sie (IV. 138.) sagen, „ob ein Schriftsteller claßisch sey, noch die gesell„schaftliche Sprache der ausgebildesten Provinz in den „obern Classen seyn?“ Diesem gemäß, wäre sogar Virgil nicht ganz rein claßisch für die Römer gewesen [21])

Und

21) Wenn Homer unter den classischen Schriftstellern oben an stehet, so geschiehet es wohl mehr wegen seines Alterthums und wegen einzeler Schönheiten, als seiner Vollkommenheit im Ganzen wegen. Und wenn seine Vermengung der Mundarten, (gesetzt auch, daß sie von ihm selbst herrührete, wie doch noch sehr zweifelhaft ist,) eine Schönheit ist, so müssen es seine niedrigen Gleichnisse, seine oft kindischen Beschreibungen u. s. f. gleichfalls seyn. Die Griechen waren, wie gesagt, das erste bekannte Volk, welches den Geschmack ausbildete, es darin in einzelen Stücken wirklich bis zur möglichsten Vollkommenheit brachte, und in so fern Muster und Original für die Nachwelt ward. Aus Dankbarkeit übersehen wir ihnen die Fehler, welche ihrem Geschmacke, als dem ersten Versuche des menschlichen Geschlechtes noch ankleben; aber diese Nachsicht muß nicht bis zur Abgötterey gehen.

Und ließe sich nun also auch nicht mit Gründen erweisen, daß eine Nationallitteratur nicht der Einheit, in Rücksicht auf Sprache, bedarf, um eine schöne Nationallitteratur zu seyn: so wäre es denn doch durch ein Beyspiel erwiesen, aus welchem, überdies, sich noch ergiebt, daß die Schriftsteller selbst sich Freyheiten mit der angenommenen Schrift- oder der höhern Gesellschaftssprache nehmen können, wenn gleich diese Gesellschaftssprache übrigens die, von ihnen gemachten, oder veränderten Wörter deswegen eben nicht aufnehmen muß oder aufgenommen hat.

Überhaupt scheinen Sie, in Ihrem Magazin, strenger, als in der Einleitung zu Ihrem Sprachgebäude, gegen die Freyheit der Schriftsteller zu verfahren. Denn hier (S. 90.) lassen Sie doch „der höhern „Schreibart das Recht, statt alltäglicher Ausdrücke und „Wen-

geben. Wollten Sie wohl, liebster Freund, den Schmutz mancher Schauspieldichter unter den Griechen, die niedrige Volkssprache mancher Redner, die vielen ekelhaften Bilder ihrer Mythologie, die den geringsten Grad des guten Geschmackes so sehr beleidigen, als Schönheiten empfehlen? Ich glaube gewiß nicht. Der vernünftige Verehrer der Alten ahmet ihre wahren Schönheiten noch, und hütet sich vor ihren Fehlern. Zu diesen Fehlern gehöret denn auch die Vermengung der Mundarten bey den Griechen: denn obgleich die Einheit der Sprache nicht allein classisch macht, so gehöret sie doch mit dazu, und zwar eben so nothwendig, als irgend ein anderer Bestandtheil, wie ich zu anderer Zeit hinlänglich erwiesen zu haben glaube.

„Wendungen, von der volltönigen und prächtigen Ober=„deutschen Sprache zu borgen,“ aber dort beschränken Sie diese Freyheit wieder dergestalt, daß der Gebrauch derselben unmöglich wird. [22])

„Aber, werden Sie sagen, bleibt, so nach, nicht allen Neuerungen und Künsteleyen in der Sprache Thür und Thor öfnet?“ — Allerdings, mein theuerster Freund, und ich gestehe, daß, wenn unsre Schriftsteller, wie schon gedacht, nicht durch eigenes, feines Gefühl sich zurück halten lassen, ich der Regeln und Vorschriften keine kenne, die es vermöchte. Da es indessen, immer sehr gewiß wahr ist, was Sie (IV. 154.) bemerken, „daß, wenn die Sachen so fortgehen, die Schrift=steller

22) Gewiß nicht. Der Satz, daß Schriftsteller kein Recht haben, ihre Sprache willkührlich zu modeln, d. i. ihr neue Analogien aufzudringen, oder alte über die Gebühr auszudehnen, hebt den vernüftigen Gebrauch mancher Eigenheiten der ältern Schriftsprache nicht auf. Wenn der Schriftsteller in der höhern Schreibart um der Kürze und Neuheit willen den Genitiv von der ältern Schriftsprache entlehnet, des Kummers lachen, der Thränen anderer spotten u. s. f. so macht er keine neue Analogien, sondern er wendet nur alte längst vorhandene, die aber die gesellschaftliche Sprache um der Deutlichkeit willen durch Präpositionen aufgelöset hat, (über etwas lachen oder spotten,) von neuem an, welches desto weniger zu tadeln ist, da die gesellschaftliche Sprache eben diese Analogien noch in andern Fällen befolgt, einer Sache gedenken, eines Dinges berauben, entledigen, überführen u. s. f. daher die Deutlichkeit hier nicht leidet.

stellet sich selbst ihre Ewigkeit verkürzen, und, wenn nicht ganz, doch zum Theil binnen Kurzen unverständlich werden müssen"; da ferner, unsere einmal angenommene deutsche Schriftsprache sowohl reich genug, als biegsam und wohllautend ist: so kann vielleicht dieses die Schriftsteller selbst bewegen, sich mehr, als in den letztern Jahren geschehen ist, nach ihr zu fügen. 23) Auch sehe

23) Und wenn Sie denn nun, bester Freund, diese Ausschweifungen so vieler unserer modischen Schriftsteller nicht billigen, so lassen Sie uns doch den Grund aufsuchen, warum diese Ausschweifungen nicht gebilliget werden können, und das Mittel, sie in den gehörigen Schranken zu halten. Daß eigenes feines Gefühl zu dem letztern nicht hinreicht, zeigt die Erfahrung hinlänglich, weil sich alle diese Ausschweifungen auf eigenes Gefühle gründen, und jeder das Seinige für das richtigste und feinste hält, und es nothwendig dafür halten muß, wenn es keine Richtschnur, keinen Probierstein desselben giebt. Das dieser Probierstein kein anderer ist, und seyn kann, als die gesellschaftliche Sprache der höhern Classen in der ausgebildetsten Provinz, habe ich an andern Orten dieses Magazins mit Gründen bewiesen, welche bisher noch nicht sind widerlegt worden. Alle Widersprüche, welche mir sind entgegen gesetzt worden, selbst die Ihrigen nicht ausgenommen, liebster Freund, betreffen nur Nebendinge. Es kommt hier ganz auf folgende wenige Sätze an: 1. Der Begriff einer schönen Schriftsprache erfordert Einheit in der Mannigfaltigkeit, weil ohne diese Einheit keine Schönheit Statt findet. 2. Keine Sprache kann anders als im gesellschaftlichen Leben entstehen, und anders als in den engern Graden desselben ausgebildet werden. 3. Soll also eine Sprache Einheit haben, so muß sie ganz auf das gesellschaftliche Leben gegründet seyn. 4. Die Schriftsprache eines Landes ist immer die Mundart der obern Classen des ausgebildetsten Theiles der Nation, und nur diese allein kann ihre Einheit ausmachen und der Mittelpunct derselben seyn.

sehe ich mit Vergnügen, daß man Ihre Bemühungen um diese Sprache, mein Theuerster Freund, allmählich von allen Orten her, anerkennt, und daß Schriftsteller von solchem Ansehn und solchen Talenten, wie Ein Lichtenberg, ein Ramler u. a. m. auf Ihr Wörterbuch bey streitigen Punkten verweisen. Geht doch der Purismus oder die Begierde nach Einheit so weit, daß neuerlich ein göttingischer Recensent nicht zu wissen scheinen wollte, „daß es jemahls Völker gegeben, die Hetrurier und Egypter geheißen“, obgleich sehr zu vermuthen steht, daß die Hetrurier aus dem Winkelmann bekannter sind, als die Etrurier oder Hetrusker oder Etrusker oder gar die, so wohlklingend lautenden etruscischen Kunstwerke aus vielen andern Schriften, und obgleich die Egypter bis jetzt noch mehr Glück gemacht haben, als die Aegypter. — Doch vielleicht war dieses nicht sowohl Liebe zur Einheit, als, um mit Ihren Worten zu reden (III. 17.) „die kleine, (aber wirklich hier übel angebrachte) Eitelkeit, griechisch gelehrt zu scheinen.“ — Von ganzen Herzen bin ich Ihr aufrichtiger Verehrer

Blankenburg.

2.

Ein schön lied von eynem Ritter auß Steyermarck, genant Trimunitas, vnd von eins Künigs tochter auß Denmarck, genant Floredebel. In Hertzog Ernsts thon.

O reicher Got im höchsten sal, hilff mir probiren maß vnd zal, die silben reymen zwingen, Ich bit dich won mir hilfflich bey, denn das ist yetz kein fantasey, dauon jch euch wil singen, von eynem Ritter auß Steyrmarck von Adel hoch geporen, der war schön stoltz jung vnd auch starck, er het kürtzlich verloren, seyn vater durch des todes band, seyn land gab er eym Ritter ein, ritt selbs nach dienst in frembde land.

Er kam gen Denmarck an den Hoff, als er von erst empfieng den tauff, so thet jm allzeyt lieben Gerechtigkeyt zucht scham vnd eer, götliche forcht vnd weyse leer, darinn thet er sich vben, sein vater an seim letzten end, het jm vier lere geben, der sun verhieß jm bey der hend, dieweil er het sein leben, wölt er jm des gehor-

sam sein, das hielt er stät bis in seyn grab, des ward seyn lob vnd eer nit kleyn.

Der ersten leer er trewlich pflag, er hort ein meß teglich alltag, wo er das kundt geschicken, Das jn nit hindert leibes not, darnach gab er sein teglich brot, den armen offt vnd dicke, Das dritt das jm sein vater riet, er solt kein weibsbild schmehen, der junckfrawschafft jr eer behüt, so wirdt dir preyß veriehen, das vierdt das ist die Priesterschafft, die soltu allzeit eeren thun, dadurch so wirstu sigenhafft.

Keyn manlich that schlug er nit ab, als ich von jm gelesen hab, so was er noch vil küner, Denn der Hector von Troya was, gar offt so bewert er das, darzu was er vil schöner, deñ Salomo der künig werd, kein Ritter lebt im lande, der jn möcht letzen auff seym pferdt, wer gen jm helm auff bande, dem macht er seinen satel lär, in aller Ritterlicher that, behielt er allzeyt preyß und eer.

Der künig het ein tochter zart, keyn schöner mensch gesehen ward, ein erb des künigreiche, Floredebel war sie genant, die schön Helen auß kriechen land, mocht Ir gar kaum geleyche, Die het den Ritter heymlich lieb, vmb

vmb seyn Ritterlich wesen, ein prieff sie jm gar heym=lich schrieb, der stund also im lesen, Trimunitas Edler jüngling schon, in Denmarck must werden künig, sol jch vnd du das leben han.

Mein hertz das hat dich außerwelt, kein man auff erdt mir baß gefelt, schweyg stil zu diesen dingen, Jch hab meyns vatters lieb vnd gunst, so kan jch noch wol so vil kunst, das jchs darzu will pringen, Vnnd das man vns zusammen gibt, ist es deyns Hertzen wille, ver=schreyb mir es bey gutter zeyt, gantz heymlich in der stille, der jüngling schreyb jr wider her, wo das mit willen möcht geseyn, keyn sach auff Erd jm lieber war.

Die junckfraw legt sich an ein beth, keyn wort sie fürbas nit mer redt, denn nur schrey vnd gelffen, Der künig was betrübet seer, nach meystern schickt er nach vnd feer, wer seyner tochter möcht helffen, Dem wolt er ge=ben grosses gut, do sie jren harm besahen, jr hertz das brann wie eine glut, die puls begundt jr schlahen, die meyster sprachen zu dem küng, natürlich ist sie ye nit kranck, beschawent selbs zu diesem Ding.

Der Küng gieng zu seim kind behend, er sprach deyn Augen zu mir wend, vnd klag mir deynen schmer=

tzen, Von natur bist du ye nit kranck, ists anfechtung oder gedanck das dir ligt in deim hertzen, so klag mir hie deyn vngefel, bey meyner küniglichen krone, Es sey auff erden was es wöll, ich wil dir helffen schone, Sie sprach du hast an deynem hoff, ein Edlen Ritter also klug, keyn nacht on jn ich nymmer schlaff.

Wiewol er mich nie hat berürt, wenn er mir nit zu teyle wirt, so wil ich mich verwegen, Eer leyb vnd gut in diser not, ich will mich geben in den tod, der sol fürbaß mein pflegen, Der künig sprach ist das deyn ger, stehe auff er muß dir werden, vnd weñ er nur ein sewhirt wer, wiewol es lebt auf erden, keyn Ritter der jm sey gelych, er ist von gutem stam geporn, von Stadelburg auß Osterreych.

Der künig samelt seynen rath, er sagt den herren von der that, sie sprachen alle sande Weyl Gott beschuff himel vnd erd, so lebt keyn trewer Ritter werd, in Teutsch vnd Welschem lande, Er ist wol werdt das er die kron, nach euch im Reych auff traget, sie schickten nach dem Jüngling schon, vñ nach der edlen maget, die zwey man da zusammen gab, es lebt keyn Mensch im gantzen land, es het besonder freud darab.

Dem Künig sagt er groß lob vnd danck, er sprach ich will meyn leben langk, inn ewern gnaden streben, Der künig sprach sie hat dich holdt, für Keyser Künig Fürsten vnd gold, dieweil du hast dein leben, solt du sie das geniesses lon, darumb will ich dich bitten, So vbergib ich dir meyn kron, wenn mich hat hie bestritten, der bitter tod durch all seyn kraft, die sach hastu zu wegen pracht, mit deyner frummen Ritterschafft.

Die hochzeyt wer wol dreyssig tag, das man nie solcher freuden pflag, in keines Fürsten lande, Wer die zwey menschen ane sach, von grund seyns hertzens er veriach, weil die welt wer gestanden, Het Got auff erd zwey menschenbild, so schön nie personieret, auß Franckreich kam ein Ritter milt, der ward gen hoff gefüret, der schawt die Fraw gantz ynnigklich, Er sprach keyn Fraw jr gleychen mag, dann die Künigin auß Franckreych.

Die ist die schönest in der welt, jr form vnd bild er wol erzelt, das eyner gern noch möcht schawen, Trimunitas nams in sein ohr, da etlich zeit vergangen war, er sprach zu seyner frawen, Man sagt was von dem schonsten weyb, das leb unter der sonnen, auß

Franckreych der Künigin leyb, wölt jr mir das vergünnen, so wil ich schawen jr figur, Ich wil euch gemalt pringen her, die Adeliche creatur.

Die Künigin sprach was wer die mhü, Ich will du bleybest bey mir hie, darumb will ich dich bitten, Die weyte reiß wer gar umb sust, was precht es dir freud oder lust, wenn du schon all jr sitten, Jr form vnnd bild vnd weyß erfürst, was freud hettestu darynnen, mich wundert das du von mir begerst, was lust mag es dir pringen, Das thu ich Fraw durch ewern leyb, ich glaub nit das auff erden leb, dann jr keyn Adelicher weyb.

Mein hertz hat weder rast noch rhu, biß ich die künigin schawen thu, ich wil schnel wider kumen, Ich bitt euch gebt den willen dreyn, so gib ich euch die trewe meyn, das ich mich nicht will saumen, Ich will bald kummen wider her, die sach was jr gar leyde, Er nam ein knecht vnd auch nit mer, vnd thet von dannen scheyde, er kam gen Franckreych in das landt, nun höret hübsche abentheur, was lieb vnd leyd jm stieß zu hand.

Er kam gen Franckreych an den Hoff, er kundt gar wol der welte lauff, keyn man war jm geleyche, An

form

form vnd gstalt an weyß vnd berdt, er was ein Edler Ritter werdt, die Küngin auß Franckreyche, Die hett die Teutschen sunder holdt, do sie die sach vername, Sie ziert sich in silber und gold, dem Ritter sie bekame, Do sie den Ritter schawet an, sie dacht seyd Got mich erschuffe, sach ich auff erdt keyn schönern man.

Eyns tags der Künig ritt auffs feld, mit seynen winden in die weld, nach kurtzweyl wolt er iagē, Die fraw mit liebe was vmbstrickt, heimlich sie nach dem Ritter schickt sie sprach ich muß euch fragen, Was sucht jr hie in meynem land, jr seit aus Teutscher arte, Der Ritter antwort jr zu hand, gnedige Fraw so zarte, das schafft ewer reyner stoltzer leyb, ich hab von jugent auff gehört, es leb kein Adelicher weyb.

Darumb ich euch im besten schaw, ich bitt euch Adeliche fraw, jr wöllet mir vergünnen, Als ich daheim versprochen hab, ich sol euch lassen malen ab, ehe dann ich scheyd von hinnen, Die külngin sprach das thu ich gern, seyt jr drumb außgeritten, der sach der wil ich euch gewern, doch eyns wil ich euch bitten, jr müsset selbs der maler seyn, es wer mir auf meyn trewe leyd, wo das erfür der herre meyn.

Er sprach jr seyt des vnuermert, byn ich das Fraw von euch gewert, sie sprach ja herr zu hande, Sie hetten einen kurtzen rat, sie fürt jn in jr kammer drat, da zog sie ab jr gewande, Sie ließ jn schawen jren leyb, nach alle seynem willen, er legt sich zu dem schönen weyb, gantz heimlich in der stillen, Nach solcher freud kumpt gern groß leid, da sie verpracht en jren lust, in dem entschliefen sie all beyd.

Der küng het ein alt kammer weyb, die solt bewarn der küngin leyb, die thet dem küng das kunde, Wie sie bey einem Ritter leg, vñ falscher liebe mit jm pfleg, der künig der kam zu stunde, Vnd stieß schnell auf die kammer thür, die zwey waren entschlaffen, Er sprach do hilffet gar nichts für, am leib wil ich sie straffen, man fürt den Ritter in ein thurn, der künig het gar schnell ein rat, wie er wölt leben mit der hurn.

Do das erfur des Ritters knecht, er dacht o wee do hilfft keyn recht, meyn herr muß leider sterben, Der knecht saß auf sein pferdt zu hand, vnd ritt gen Denmarck in das land, von stund an gundt er werben, merck nach der jungen küngin klar, die sach thet er jr künden, vor leid raufft sie aus mannich haar, jr hend

die thet sie winden, in dem saß sie schnell auff ein pferdt, vnd ritt gen Franckreych in das land, nun hört wie sie jr trew bewert.

Ein schermesser sie mit jr nam, vnd do sie zu dem thuren kam, do er innen lag gefangen, Sein hüten vier mit starckem leyb, sie sprach ich bin sein ehelich weib, vnd bin so weit her gangen, Last mich zu jm in thurn hinab, jr solt des wol geniessen, zwey hundert gulden sie jn gab, sie thetten jr auffschliessen, vnd liessen sie in thurn zu thal, ehe das sie mit dem Ritter redt, sie küsset jn wohl hundert mal.

Sie sprach ich hab dirs vor gesagt, nun sey es Got von himel klagt, es gehet dir an deyn leben, Ach Got wie sol ich dich bewarn, nym dise schüssel fach deyn harm, deyn antlitz wasch gar eben, Ein sarsach hab ich wol bewart, damit solt du dir scheren, auß deynem antlitz har vnd bart, So will ich dich geweren, Das ich dir helfen wil darvon, dein kleyder solt du ziehen aus die meynen solt du legen an.

Vnd vor den hütern klag dich seer, deyn hend wind fast hin vñ her, deyn antlitz thu bedecken, weñ das geschicht so merck mich recht, mit zweyen pferde findst

deyn

deyn knecht drauß in des waldes hecken, Sitz auff das ein vnd reyt daruon, nicht acht wie es mir gange, des rechten wil ich warten thon, villeycht lig ich nicht lange, das ich erlöß ewer beyder leib, der Ritter volget jrem rat, nun höret zu eynem trewen weyb.

In Franckreich ließ er seinen knecht, das er jm schnell die potschafft precht, ob es jr misselinge, Die zeit vergieng das recht fing an, die fraw die stund da wie ein man, der Küng seyn klag anfienge, Nach klag vnd antwort alle sach, damit will ich die sach kürtzen, Die Fraw die stund da auf und sprach, der Schaden will mich schmürtzen, ich mags vertrücken nymmer mer, die Künigin auß Franckreich, hat meynthalb noch jr weyblich eer.

So mercket recht das ich nicht leug, damit ich die warheyt bezeug, ich bin fürwar ein weybe, Ich bin ein fraw vnd nit ein man, jr prüst die ließ sie schawen an, darumb das ich meyn leybe, mit Ritters kleidern hab bedeckt, das thet ich darumb leyder, das mir meyn eer blieb vnbefleckt thet ich an Ritters kleyder, das ich möcht kummen durch das land, Vnd solt ich reyten wie ein weib, wie offt het man mich angerandt.

Nun

Nun hört was mich darzu bezwang, ich hab gehört mein leben lang, die küngin auß Franckreyche, die sey das allerschönest weyb, die nie gepar keyner frawen leib man hat mich jr geleyche, Gar offt vñ dick in schön geschetzt, darumb wolt jch sie schawen, Jr eer die ist noch vnverletzt, der adelichen frawen, jch sagt jr grüntlich wer jch wer, jch bin ein küngin aus Denmarck, vmb abentheur so kam ich her.

Do jch jr alle sach erzalt, do fürt sie mich gar schnel vnd bald, in jr kammer gehewre Gantz vnerholen offentlich, sie schanckt mir ein die küngin reych, welsch weyn vnd Malmasiere, Darnach legt sie mich an jr bet, sol man vns darumb straffen, do sie ein gute weyl mit mir redt, in dem sind wir entschlaffen, Jr Richter sprechet das vrteyl, umb abentheur so kam jch her, drauß entspringt mir yetzt das vnheyl.

Die Richter sprachen dazu recht, wenn sie der sach kundschaft precht, das sie ein küngin were, Jr wurd erbotten eer und zucht, jn antwort da die Edel frucht, des wil jch wol emperen, Jch bin zu lang vber die zeit in disem landt gewesen, Herr Küng laßt ewren haß vnd neyd, die küngin laßt genesen, weñ sie ist frum vnd tugenthafft, Des frewet

et sich der Edel Künig, und auch sein werde Ritterschafft.

Der fraw sagt man groß lob vnd danck, nu hört was jr der künig schanck, von gold ein reych presentze, Die künigin schanckt jr auch zu hand, jr aller köstlichest gewandt, mit ander reuerentze, Darnach beleyttet sie sie der Küng, mit hundert guten mannen, biß das sie zu dem schiff eingieng, also lendt sie von dannen, gen Holstein sie gar kurtzlich kam, Da hielt jrs vatters bruhoff, der was ein Hertzog lobesam.

Jren knecht schickt sie bald darvon, das er dem Herrn solt potschafft thon, wie sie zu Holsteyn were, Sein wölt sie warte biß er kam, vnd wenn jr herr die sach vernem so solt er reyten sere, Der knecht der ritt schnell tag und nacht, in Steirmarck kam er drate biß er sein herrn die potschafft pracht, gebt mir das potten brote, er sprach meyn hochgeporne Fraw, hat mich her nach euch gesant, meyn weyte reyß mich nie geraw.

Der Herr der antwort jm zu handt, er sprach se hyn mein trew zu pfandt, das du des must geniessen, Wo ist meyns hertzen leyd vertreyb, Auf Erden lebt kein trewer weyb, seyn augen wurden fliessen, Vor

grosser

grosser freud die er do hett, der knecht gab jm antworte, do sie am letzten mit mir redt die hochgelobt gepurte, das war zu Holsteyn in dem schloß, da wolt sie ewer warten thun, der Herr der saß schnell auff seyn Roß.

Er ritt dohin in schneller eyl, des weges auch gar manig meyl, bis er gen Holsteyn kame, Da hub sich freuden mannigfalt, es war keyn mensch so jung noch alt, das sollich freud vername, Do schifften sie gen Denmarck ein, der alt künig wolt wenen, sie weren in Steyrmark geseyn, den iungen thet man krönen, kürtzlich der alt küng starb, das reych nam er eyn mit gewalt, nach preiß vnd eer er allzeit warb.

Nun merkt jr frawen vnd jr man, das lied jch euch gesungen han, vnd will euch damit leren, Vnd weñ ein sach geschehen ist, dafür weyß jch keyn bessern list, denn das zum besten keren, Nempt ein beyspiel bey disem weyb, sie hat jr trew beweret, got gnad ewig jr seel vnd leib, sie hats zum besten keret, ein sach die vnleidenlich was, O wem ein solche wirt zu teyl, der danck Got hie on vnterlaß.

Damit wil jch beschliessen hie, nu möcht mich eyner fragen wie, es diesem knecht erginge, Der küng schlug

jn

jn zu Ritter seyn, vnd gab jm da die Steyrmarck eyn, Gott wöl das vns gelinge, Vnd geb vns ein sein götlich reich, wer das beger sprech Amen, das wünscht euch ymmer ewigklich, Martin Meyer mit namen, der hat das dicht nach seyner sag, do man zalt fünffzenhundert jar, von siben auff Sanct Thomas tag.

Getruckt zu Nürnberg
durch Künigund
Hergotin.
1532.

3.

Von der Lebhaftigkeit des Styles.

Es fehlet weder im Deutschen, noch in andern Sprachen an Anweisungen zur guten Schreibart, allein das traurige Schicksal, welches das ganze Sprachstudium drückt, ruhet auch auf der Lehre von dem Style. Mir ist keine bekannt, wo das was davon gesagt werden kann, aus den Begriffen selbst, auf eine fruchtbare, vollständige und überzeugende Art hergeleitet wäre. Sie begnügen sich fast insgesammt mit einzelen Bemerkungen, welche unter gemeinschaftliche Überschriften, ohne allen innern Zusammenhang geordnet sind, und daher in Ansehung der wichtigsten Eigenschaften des Styles unverantwortliche Lücken lassen.

Dieß hat mich schon vor geraumer Zeit bewogen, an einer Philosophie des Styles zu arbeiten, welche ich heraus zu geben gedenke, so bald sie diejenigen Grade der Güte erhalten haben wird, welche ich ihr zu geben vermag. Zu einer kleinen Probe liefere ich hier den Entwurf des Kapitels von der Lebhaftigkeit der

Schreibart, welches eines der wichtigsten, aber in den mir bekannten Anweisungen auch der mangelhaftesten ist. Ich liefere aber nur einen Entwurf, damit man den Gang der Ideen nur ungefähr daraus ersehe; die weitere Ausführung behalte ich dem Werke selbst vor. Zuförderst aber muß ich die Verbindung dieses Kapitels mit dem Ganzen bemerken.

Die Anweisung zum Styl lehret sich so ausdrucken, daß man mit Wohlgefallen verstanden werde. Sie hat also zwey Hauptgegenstände, Verständlichkeit überhaupt, und Verständlichkeit mit Wohlgefallen. Was gefallen soll, muß schön seyn. Schönheit bestehet in der Einheit des Mannigfaltigen, oder in der Verbindung aller Theile zu einem angenehmen Ganzen. Aus diesen wenigen Begriffen lassen sich nun alle Regeln des Styles, sowohl in Ansehung der guten Schreibart überhaupt, als auch in Rücksicht auf besondere Arten entwickeln.

Die Lehre von dem Style zerfällt von sich selbst in zwey Haupttheile, wo in dem ersten von den allgemeinen Eigenschaften der guten Schreibart, und den Mitteln, dazu zu gelangen, in dem zweyten aber von den besondern Arten, sowohl in Ansehung der Würde gehandelt wird, (dahin die vertrauliche, mittlere, und höhere Schreibart,)

art,) als der äußern Form (dahin der Styl des gesellschaftlichen Umganges, das Gespräch, der Brief, die Rede, u. s. f.) als auch nach den besondern Absichten des Redenden, der entweder belehren und überzeugen, oder die Einbildungskraft unterhalten, oder rühren oder endlich auch belustigen will, zu welcher letztern Absicht denn auch die Lehre von der komischen Schreibart gehöret.

Die allgemeinen Eigenschaften des guten Styles, welche ganz aus dem oben gegebenen Begriffe fließen, sind: 1. der Gebrauch der hochdeutschen Mundart, oder der einmahl angenommenen Schriftsprache. 2. Die Sprachrichtigkeit, wo von Sprachfehlern, Barbarismen und Solöcismen gehandelt wird. 3. Die Reinigkeit, d. i. die Vermeidung alles Fremdartigen. Das Fremdartige sind hier, theils veraltete Wörter und Formen, theils provinzielle Wörter, Bedeutungen und Formen, theils aber auch ausländische Wörter und Verbindungsarten, wo zugleich von dem erlaubten Gebrauche der letztern gehandelt wird. 4. Verständlichkeit und Deutlichkeit. Dahin, die Rede muß einen Verstand haben, folglich nicht Unsinn sagen; dieser Verstand muß nur einer seyn, daher von der Einheit des Verstandes und den entgegenstehenden Fehlern der Zwey- und Vieldeutigkeit; dieser Verstand muß leicht und oh-

ne Mühe gefunden und begriffen werden, wenigstens von der Classe, für welche man schreibt und spricht. Die entgegenstehenden Fehler sind die Dunkelheit und das Galimathias. Hier wird auch von dem verwerflichen Gebrauche der Kunstwörter gehandelt. 5. Die Vollständigkeit, mit der vorigen nahe verwandt, so wohl in Ansehung einzeler Buchstaben und Sylben, als auch ganzer Wörter und Begriffe. Hier auch von der Ellipse. 6. Die Bestimmtheit, eine sehr wichtige, aber von andern fast ganz übergangene Lehre. 7. Die Angemessenheit. 8. Die fruchtbare Kürze. Hier unter andern auch von dem Pleonasmus, der Weitschweifigkeit, u. s. f. 9. Die Würde, eine sehr wichtige, und noch sehr unbearbeitete Lehre. Sie ist entweder absolut oder relativ; bey jener wird von edlen, unedlen und niedrigen Wörtern, Bedeutungen und Verbindungsarten, bey dieser aber vorläufig von den verschiedenen Schreibarten in Ansehung der Würde, der niedrigen, vertraulichen, mittlern und höhern, gehandelt. 10. Der Wohlklang, so wohl in Ansehung einzeler Töne und Wörter, (hier auch von dem mildernden e, von dem Hiatus, von dem Gleichklange, der Eintönigkeit,) als auch in Ansehung der Sätze und Perioden, wohin die Lehre von dem Numerus gehöret. 11. Die Lebhaftigkeit, davon sogleich mehr; und endlich 12 die

Ein=

Einheit, so wohl in Ansehung des Charakters der Schriftsprache und ihrer Richtigkeit und Reinigkeit, als der Verständlichkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, als endlich auch der Würde und des Wohlklanges.

Dies sind ungefähr die vornehmsten allgemeinen Eigenschaften der guten Schreibart, welche unmittelbar aus dem Begriffe derselben folgen, und so fern sie nicht nach den besondern Absichten des Redenden und Schreibenden eingeschränkt oder näher bestimmt werden, wovon in dem zweyten Theile gehandelt wird. Nun zur Lebhaftigkeit.

* * *

Man spricht und schreibt, um mit Wohlgefallen verstanden zu werden. Das Wohlgefallen ist eine Empfindung, und gehöret also zu den untern Kräften der Seele. Alles was die verlangte Wirkung auf die untern Kräfte der Seele hervorbringt, und sie gleichsam in Bewegung setzt, heißt hier lebhaft, daher haben wir es hier mit denjenigen Hülfsmitteln zu thun, wodurch diese Kräfte bewegt und unterhalten werden. Man nennt diese Lebhaftigkeit oft die Schönheit des Styles in engerm Verstande; aber sehr unbestimmt, weil zur Schönheit alle übrige Eigenschaften des Styles mit gehören.

Hier wird nur von den Hülfsmitteln der Lebhaftigkeit überhaupt gehandelt. In dem zweyten Theile wird umständlicher gezeigt, welcher Grad der Lebhabftigkeit für jede besondere Art des Styles der schicklichste ist.

Alle einzele Hülfsmittel der Lebhaftigkeit heißen von Alters her Figuren. Allein der Begriff, welchen man davon hatte, war gemeiniglich nur sehr dunkel, daher ist auch die Lehre davon in allen mir bekannten Anweisungen so mangelhaft und unvollständig.

Diese Hülfsmittel oder Figuren sind ihrer Anzahl und Art nach sehr vielfach. Am besten lassen sie sich nach den untern Kräften der Seele eintheilen, auf welche sie zunächst wirken sollen. Ich sage zunächst, weil manche derselben auf zwey und mehrere zugleich wirken können.

Diejenigen untern Kräfte der Seele, welche hier vornehmlich in Betrachtung kommen, sind die Aufmerksamkeit, die Einbildungskraft, die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, und der Witz und Scharfsinn.

I. Figuren für die Aufmerksamkeit.

Die Aufmerksamkeit, oder die Fertigkeit, sich den Vortrag des Sprechenden klärer als alles übrige be-

wußt zu seyn, ist die erste und nothwendigste Absicht, weil ohne sie keine der übrigen erreicht werden kann. Sie gehet entweder auf den ganzen Vortrag überhaupt, oder auf einen oder den andern besondern Begriff. In beyden Fällen dienen ihr die Wiederholung, die Inversion oder Versetzung, die Neuheit, die Mannigfaltigkeit und die Abgebrochenheit.

1. Die Wiederhohlung.

Diese bestehet darin, daß man dasjenige Wort, Begriff oder Gedanken, welchen man am stärksten will bemerken lassen, auf eine geschickte Art wiederhohle, wodurch denn die Aufmerksamkeit vorzüglich darauf gerichtet wird. Wenn Thränen dir nichts helfen, warum vergießest du denn Thränen? — Noch einmahl will ich euch, zum letzten Mahl euch sehen. — Dort, dort strahlen die herrlichsten Wahrheiten.

Da diese Figur am leichtesten zu bemerken war, so hat man sie auch in den gewöhnlichen Lehrbüchern am weitläuftigsten abgehandelt, ihre Arten sorgfältig aufgezählet, und jeder eigene Namen gegeben. Dahin die Exergasia, Anaphora, Epizeuxis, Epiphora, Diplosis, u. s. f. mit welchen das Gedächtniß nur ohne Noth beschweret wird.

Man hüte sich, dieses Mittel ohne gegründete Absicht anzuwenden, oder ein Wort zu wiederhohlen, welches der vorzüglichen Aufmerksamkeit nicht bedarf, weil man sonst leicht in das Kindische und Spielende, oder in den fehlerhaften Gleichklang verfallen kann.

2. Die Inversion oder Versetzung.

Sie erhält ihre Begreiflichkeit aus der Sprachlehre, wo gezeigt wird, daß die Deutschen denjenigen Begriff, auf welchen die Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet werden soll, dergleichen allemahl das Subject ist, in der gewöhnlichen Form der Rede voran setzen, und alle übrige Bestimmungen darauf folgen lassen.

Diese Bemerkung nutzt der Redende zu seinem Vortheile. Will er die Aufmerksamkeit vorzüglich auf einen andern Begriff, als das Subject ist, richten, so hebt er diesen Begriff aus seiner gewöhnlichen Stelle heraus, und setzt ihn in die Stelle des Subjectes, oder an einen andern Ort, wo er vorzüglich bemerket wird. Diejenigen Begriffe, welche zu dieser Versetzung vorzüglich geschickt sind, sind folgende:

1. Der Genitiv. **Solcher Elenden ist der ganze Erdboden voll.**

2. Der

2. Der Infinitiv oder das Adverbium. Mächtig sind die, welche mich hassen. Wohlthun ist die süßeste Pflicht.

3. Ein Umstand, folglich die Partikel, und Präposition mit ihrem Casu. Noch immer liebst du Arbeit und Mühe. Wenn von ihrem Genusse unsere ganze Seele erfüllt ist.

4. Der Casus Verbi. Eine solche Ruhe genießt die sterbende Unschuld. Dir grünet das Thal, dir sprießen die Blumen.

5. Der Accusativ vor dem Dative. Laß diesen einzigen Trost der leidenden Unschuld.

6. Der Nominativ in Fragen und Ausrufungen. Die Thräne, die in diesem trüben, erloschenen, nach Trost schmachtendem Auge schwimmt, wie rührend ist sie im ganzen Gemählde des Antlizes der Menschheit. Herder.

Fehlerhafter Gebrauch dieser Figur. 1. Wenn die Versetzung bloß um des Reimes und Sylbenmaßes willen geschiehet, wo sie in den meisten Fällen Mißklang und Härte macht; ein gewöhnlicher Fehler der deutschen Dichter. 2. Wenn die Partikel eines zusammen gesetzten Verbi aus ihrer Stelle gerissen wird, weil eine solche Partikel keines eigentlichen Nachdruckes fähig ist;

dann sehen Engel weinend an der Hölle jungen Bundesgenossen; wo überhaupt ein Verbum compositum hätte vermieden werden sollen. 3. Wenn gleichlautende Casus Dunkelheit machen. Die jovialsche Luft durchschnitt der Vögel Schaar. Meine Stimme höre deine Jugend. In der gewöhnlichen Wortfolge unterscheidet schon die Stelle den Nominativ von dem gleichlautenden Accusativ; allein die Inversion hebt den Unterschied auf. 4. Wenn das versetzte Wort der vorzüglichen Aufmerksamkeit unwerth ist. Zur Ordnung ward, was ist, eh etwas war erlesen.

3. Die Neuheit.

Diese und die folgende Mannigfaltigkeit sind bisher nicht mit zu den Figuren gerechnet worden. Ich bin auch selbst noch zweifelhaft, ob sie hierher gehören, oder nicht vielmehr als allgemeine Eigenschaften der guten Schreibart angesehen werden müssen, zumahl da sich ihre Absichten weiter erstrecken, als bloß die Aufmerksamkeit zu unterhalten. Vorjetzt mögen sie indessen noch hier stehen.

Hang des menschlichen Geistes zum Neuen. Daraus fließende Nothwendigkeit der Neuheit in Ansehung des Styles. Diese bestehet darin, daß man da, wo

es

es nöthig und schicklich ist, neue Wörter, neue Bilder und Einkleidungen des Gedankens, und neue Verbindungsarten, anstatt der gewöhnlichen und bekannten gebrauche.

1. Neue Wörter. Diese sind entweder dem Baue nach neu, oder sie sind alt, und nur dem Gebrauche nach neu.

(a) Dem Baue nach, kann man noch jetzt so wohl durch die Ableitung, als Zusammensetzung neue Wörter machen, und zwar so wohl aus Noth, einen neuen Begriff mit einem schicklichen Worte auszudrücken, (welcher Fall aber hierher nicht gehöret,) als auch zur Verschönerung, einem unedlen Worte auszuweichen, um der Kürze wille, (beblümen, entblättern,) und zur Erhaltung der Aufmerksamkeit, welcher Fall vornehmlich hierher gehöret.

Man hüte sich dabey, theils, daß man nicht dunkel und unverständlich werde, theils, daß man den Geschmack und Wohlklang nicht beleidige, theils aber auch, daß man, um neu zu seyn, nicht auf unnütze Neuerungen gerathe. Folgendes sind die vornehmsten Regeln der Behutsamkeit bey neuen Wörtern.

1. Man muß mit neuen Wörtern, wie mit allen Figuren, haushältig umgehen, und sie nicht ohne Noth

und

und gegründete Absicht gebrauchen, weil sie sonst theils der Verständlichkeit schaden, theils die Aufmerksamkeit zerstreuen, anstatt sie zu unterhalten.

2. Nicht der neue Klang reitzet die Aufmerksamkeit, sondern der neue Nebenbegriff. Jedes neue Wort muß sich daher von dem alten wenigstens durch einen fruchtbaren Nebenbegriff unterscheiden, weil wahre Synonyma ein fehlerhafter Überfluß sind. Folglich nicht Schöne, übergewöhnlich, Großheit u. s. f. für Schönheit, ungewöhnlich, Größe.

3. Das neue Wort muß den Begriff erschöpfen, d. i. so bestimmt als möglich ausdrücken, weil es sonst die Absicht verfehlet. Was für Begriffe geben Nothkönig, Afterkönig, Gemeinpläze oder Gemeinwörter, Lehrmeinung, Leserey u. s. f.

4. Es muß den möglichsten Grad der Verständlichkeit und Begreiflichkeit haben, weil es sonst die Aufmerksamkeit mehr abschreckt als reitzet. Fünftelsaft der Belesenheit, Lichtvater.

5. Es muß daher noch gangbaren und allgemein verständlichen Analogien angemessen seyn. Allvater, Allbarmherzigkeit sind nach veralteten Analogien gebildet. Geradheit, ein wechselbalgischer Proteus, nach gar keiner.

6. Es muß auch den Wohlklang nicht beleidigen: vervollkommnen, Vervollkommnung. Dahin auch allzu lange Zusammensetzungen, welche überdieß Dunkelheit machen. Erfahrungsseelenkunde, Vorsichtigkeitsmaßregeln, Georgiauszugsaufkündigunstermin, welch ein Ungeheuer!

(b) Dem Gebrauche nach, wenn man gangbare Wörter in neuen Verbindungen gebraucht. Sterbliche für Menschen, der westliche Himmel, farbig für bunt, das junge Jahr für Frühling. Doch das gehöret mehr zur Mannigfaltigkeit, und besonders zur Variation.

2. Neue Verbindungsarten, wo unter neu doch nur solche verstanden werden können, welche in der gewöhnlichen Sprache des gesellschaftlichen Lebens neu, übrigens aber in der Schriftsprache gegründet sind. Dahin z. B. der geschickte Gebrauch des Genitives, so wohl mit Verbis als Umstandswörtern, nach dem Muster der ältern Schriftsprache. Wie hat er der Freuden so viel! Ein Blick voll Neides. Keine der Folgen. Der erste der Götter. Des Kummers lachen. Mich gereuet meines Entschlusses. Ferner, der geschickte Gebrauch mancher Conjunctionen, z. B. des und für so: Macht einen ewigen Bund mit einander, und die Sterblichen werden nicht erst über den Cocyt dürfen, um

ein Elysium zu finden. Ferner, als Copula: der Nordwind schüttelt von seinen schrecklichen Flügeln Reif und Eis und Kälte und Verwüstung herab.

Es ist dabey nothwendig. 1. Daß man nicht selbst neue Verbindungsarten mache, welche nicht in der Sprache gegründet sind, weil diese wider die übrigen allgemeinen Eigenschaften des Styles, die Sprachrichtigkeit, Einheit, Verständlichkeit u. s. f. streiten würden. 2. Daß man keine solche gebrauche, welche die Sprache um ihrer Niedrigkeit oder anderer Mängel willen ausgestoßen hat, wohin denn auch die veralteten und provinziellen Formen gehören.

3. **Neue Einkleidung des ganzen Gedankens**, wenn der gewöhnliche Ausdruck entweder unedel oder so bekannt ist, daß er die Aufmerksamkeit nicht mehr reitzt. Dahin edlere gleich bedeutende Ausdrücke, Auflösung eines Begriffes in seine Definition, die Umschreibung, u. s. f. Mehr gehöret davon in die Lehre von der Mannigfaltigkeit und den Tropen.

4. Die Mannigfaltigkeit.

Mannigfaltig ist, was der Ähnlichkeit unbeschadet verschieden ist. Die Mannigfaltigkeit des Styles ist diejenige Eigenschaft desselben, da man ähnliche Gedanken,

ken oder eine ähnliche Reihe der Gedanken auf verschiedene Art ausdruckt. Der entgegenstehende Fehler ist die **Einförmigkeit, Eintönigkeit, Monotonie.** Beweis ihrer Nothwendigkeit aus dem Begriffe der Schönheit. Sie erstreckt sich 1. auf einzele Wörter und Gedanken. 2. Auf deren Verbindung oder Folge. 3. Auf die Form der Rede, und 4. auf den Bau der Sätze und Perioden.

1. In Ansehung einzeler Wörter oder Gedanken bestehet sie darin, daß man einerley Hauptbegriff, da wo es schicklich ist, mit verschiedenen Nebenbegriffen darstelle, und durch diese neue Gestalt die Aufmerksamkeit reitze und unterhalte. Es gehöret dahin:

(a) Abwechselung gleich viel bedeutender Wörter. Vernünftiger Gebrauch der Synonymen. Vollkommne Synonyma giebt es nicht, und muß es nicht geben, wohl aber Wörter, welche einerley Hauptbegriff unter verschiedenen Gestalten, d. i. mit verschiedenen Nebenbegriffen darstellen, wenn gleich diese Nebenbegriffe oft nur sehr dunkel empfunden werden können. Frühling, Lenz.

Man gebraucht sie vornehmlich, wenn man einerley Begriff mehrmahls wiederhohlen muß, zur Vermeidung der Eintönigkeit. Nur müssen keine veraltete, mangelhafte oder mit unedlen Nebenbegriffen versehene Synonyma

nonyma gebraucht werden, welche wider höhere Eigenschaften des guten Styles streiten würden.

Auch hüthe man sich, durch diese Abwechselung dunkel zu werden, welches in der unterrichtenden Schreibart leicht möglich ist. Wenn Unkundige in einer Wetterbeobachtung bald Barometer, bald Schwermaß, bald Schwermesser, bald Torricellische Röhre lesen, so können sie diese Ausdrücke leicht für Namen sehr verschiedener Dinge halten. Ferner hüthe man sich, die Bestimmtheit und Angemessenheit durch diese Abwechselung zu verletzen, oder Wörter mit solchen Nebenbegriffen zu gebrauchen, welche entweder zu viel oder zu wenig sagen.

(b) Die sogenannte Variation, wenn die gleichbedeutenden Wörter in grammatischen Nebenbegriffen verschieden sind. Die Flüsse trüben sich, für werden trübe. Das Adjectiv für das Substantiv u. s. f.

2. In Ansehung der Folge der Wörter gehöret dahin:

(a) Die Inversion, davon schon oben.

(b) Veränderung der Stellung der Wörter in mehrern auf einander folgenden ähnlichen Sätzen.

3. In

3. In Ansehung der Form der Rede, daß man den gewöhnlichen erzählenden Vortrag mit der fragenden verwechsele. Durch die Frage wird die Rede gleichsam an jeden einzelen Zuhörer gerichtet, welches die Aufmerksamkeit gar sehr befördert. Mißbrauch dieser Figur. Der Ausruf ist mehr eine Figur für die Leidenschaft, ob sie gleich auch auf die Aufmerksamkeit wirket.

5. Die Abgebrochenheit.

Entstehet, wenn einer oder mehr Begriffe aus der Reihe der Ideen weggelassen werden. Nur müssen sie bey mäßiger Aufmerksamkeit leicht können ergänzet werden, weil sie sonst eine fehlerhafte Dunkelheit machen. Von der Ellipse, den Gedankenstrichen, dem Asyndeton, der Weglassung der Bindewörter u. s. f.

II. Figuren für die Einbildungskraft.

Erklärung der Einbildungskraft. Sie ist die wirksamste Kraft der Seele, nicht allein in Ansehung der übrigen untern Kräfte, sondern auch der obern. Sie herrscht unumschränkt über sie alle, und hat daher auch die meisten Figuren zu ihrem Dienste.

Verschiedene Grade der erregten Einbildungskraft nach der Absicht des Redenden. Der höchste erlaubte

Grad ist die Illusion oder Täuschung. Mißbrauch der Einbildungskraft; ihre Ausartung in Üppigkeit u. s. f.

Die Einbildungskraft wird überhaupt dadurch gereitzet und unterhalten, daß man einen sinnlichen Begriff noch sinnlicher, und einen unsinnlichen sinnlich darstelle. Erklärung und Wirkung der anschauenden Erkenntniß. Von dem Bildlichen in den schönen Künsten, dessen Quellen, Gebrauch und Mißbrauch, u. s. f.

Die Hülfsmittel, wodurch es erhalten wird, sind 1. die erlaubte Nachahmung des Lautes des geschilderten Gegenstandes. 2. Darstellung eines abwesenden Gegenstandes als gegenwärtig, und 3. eines leblosen als lebend und handelnd. 4. Die Auflösung eines allgemeinen Begriffes in seine einzele Theile. 5. Die Anknüpfung eines sinnlichen Nebenbegriffes an den Hauptbegriff. 6. Die Anspielung. 7. Das Beyspiel. 8. Das Gleichniß. 9. Die Tropen. 10. Die Allegorie.

1. Erlaubte Nachahmung des Lautes des geschilderten Gegenstandes.

Sie bestehet darin, daß der Ausdruck den mit dem geschilderten Gegenstande verbundenen Laut, bis auf einen gewissen Grad nachahme. Bestimmung dieses Grades, und warum er nicht überschritten werden darf. Fehlerhafte Onomatopöie.

2. Darstellung eines abwesenden Dinges als gegenwärtig.

Dahin gehöret: 1. Die Einführung abwesender oder verstorbener Personen als redend, die Rededichtung, Sermocination.

2. Die Anrede an abwesende Personen als gegenwärtig, die Apostrophe.

3. Darstellung lebloser Dinge als lebend und handelnd.

Dahin: 1. Die Anrede an leblose Dinge als lebend. Wenn ich zu der Spanne Land sage, auf die mein Fuß tritt: du bist Grabstätte von tausenden, die sich krümmten, zu leben rangen und starben; zu jedem Staube sage: du warst Nerve eines empfindenden Wesens und erzitterest vor dem Tode, wie können sie wollen, daß ich noch Freude habe, noch lache? Engel.

2. Die Darstellung lebloser Dinge als redend und handelnd, die Personendichtung, Prosopopöie.

Beyde Figuren, besonders die letztere, wirken sehr stark auf die Einbildungskraft, und durch diese auf das Herz, daher man sie nur bey großen und wichtigen Ver-

anlassungen gebrauchen darf, wenn man nicht lächerlich werden will.

4. Auflösung eines allgemeinen Begriffes in seine einzelen Theile.

Dadurch wird nicht allein die Einbildungskraft unterhalten, sondern auch ein Begriff dem Verstande von mehrern Seiten dargestellet. Der allgemeine Begriff erfordert Abstraction, aber durch die Auflösung nähert man ihn mehr dem Individuellen, und beschäftigt folglich die untern Kräfte der Seele. Es gehöret dahin:

1. Die Umschreibung, wenn man einen Begriff durch mehrere Worte darstellet.

2. Die Distribution, wenn man den allgemeinen Begriff in die untergeordneten Fälle auflöset. Diese muß aber nicht zu weit gehen, damit man den Gedanken nicht schwäche.

3. Die Hypotypose, wenn man einen sinnlichen Begriff in die untergeordneten Theile auflöset, und ihn dadurch gleichsam individualisiret. Daraus entstehet die mahlerische Schreibart. Unterschied von Beschreibung, Gemählde und Character.

Regeln der Behutsamkeit. 1. Keine Theile auf einander folgen zu lassen, welche nicht in der Natur auf einander folgen können. 2. Keine kleine, unbedeutende Umstände zu mahlen. 3. Noch weniger unedle. 4. Auch nicht zu viel mahlen und noch weniger immer mahlen. Weil beschreiben und mahlen dem Schein nach leicht ist, so sündigen besonders angehende Schriftsteller hier gerne durch das übermaß.

5. Anknüpfung eines sinnlichen Nebenbegriffes an den Hauptbegriff.

Eines der einfachsten Hülfsmittel der Lebhaftigkeit, wo der Hauptbegriff bloß durch einen sinnlichen Nebenbegriff anschaulich gemacht wird.

Es geschiehet solches auf doppelte Art, entweder so, daß der Nebenbegriff mit dem Hauptbegriffe in einem und eben demselben Worte verbunden ist, dahin die nachdrücklichen Wörter, Kraftwörter, Machtwörter, oder so, daß der Nebenbegriff vermittelst eines eigenen Wortes beygefüget wird, dahin die verschönernden Beywörter.

(a) Nachdrückliche Wörter, sind solche, welche außer dem allgemeinen Hauptbegriffe noch einen sinnlichen Nebenbegriff haben, welcher die Absicht des Reden-

den unterstützt, und auf die Einbildungskraft und durch dieselbe auf den Willen wirket. Wahrer Nachdruck, eingebildeter.

Nähere Beschreibung dieser Wörter. Diejenigen Wörter dieser Art gehören nicht hierher, deren sinnlicher Nebenbegriff nicht mehr empfunden wird.

Rechtmäßiger Gebrauch dieser Wörter. Sie müssen die Absicht des Redenden unterstützen, nicht aber sie hindern. Dieses geschiehet 1. wenn sie ohne Noth und erweisliche Absicht gebraucht werden, wenn man einen Nachdruck anbringt, wo keiner nöthig ist: nach etwas hinstreben. 2. Wenn der Nebenbegriff unedel und niedrig ist. Die meisten Kraftwörter unserer heutigen Kraftmänner sind von dieser Art. Volkssprachen sind an Kraftwörtern immer die reichsten, aber was haben diese mit der Schriftsprache zu thun? 3. Wenn der Nebenbegriff nicht angemessen ist, sondern zu viel sagt, da denn das übertriebene den Eindruck schwächt, anstatt ihn zu befördern.

(b) Verschönernde Beywörter. Beywörter sind hier so wohl Adjectiva (Eigenschaftswörter,) als Adverbia Qualitatis, (Beschaffenheitswörter). Sie sind von zwiefacher Art, nothwendige, oder zufällige, welche

welche letztern bloß zur Verschönerung dienen, und auch tropische Beywörter heißen können. Die erstern gehören nicht hieher, wohl aber die letztern.

Nähere Betrachtung dieser Beywörter. Ihre Eintheilung. Ob eigentliche und tropische Beywörter zugleich vor einem Begriffe Statt finden, und wie?

Eigenschaften dieser Beywörter. 1. Sie müssen schicklich und der Sache angemessen seyn, und nicht herbey gewürfelt werden. 2. Sie müssen nicht müßig seyn, sondern die Absicht der Rede unterstützen. 3. Sie müssen edel, und 4. so viel möglich, neu seyn. 5. Sie müssen sparsam angebracht seyn. Die Häufung derselben ist ein Zeichen eines leeren Kopfes, der, an Hauptbegriffen arm, sich nur mit Nebenbegriffen helfen muß.

6. Die Anspielung.

Entfernte Beziehung auf einen ungenannten aber bekannten einzelen Fall, einen unbekanntern Begriff dadurch anschaulich zu machen. Unterschied von dem Beyspiele, Gleichnisse und dem Wortspiele. Rechter Gebrauch und Mißbrauch derselben.

7. Das Beyspiel.

Ein einzeler Fall, der zur Erläuterung eines allgemeinen Begriffes angeführet wird. Wirkung desselben.

Verschiedene Arten. Gebrauch und Mißbrauch derselben.

8. Das Gleichniß.

Ein ähnlicher bekannter Fall, der neben einen unbekanntern Begriff gestellet wird, ihn anschaulich zu machen. Nähere Betrachtung desselben. Eintheilung; es giebt versteckte und förmliche Gleichnisse. Vergleichung oder Parallele, ein fortgesetztes Gleichniß.

Eigenschaften eines guten Gleichnisses. Soll es eine unbekanntere Sache durch eine daneben gestellte bekanntere begreiflich machen, so muß jene 1. eines Gleichnisses bedürfen, d. i. man muß kein Gleichniß ohne Noth und Absicht gebrauchen. 2. Es muß Wahrheit d. i. eine wahre und leicht zu fassende Ähnlichkeit mit der unbekanntern Sache haben. 3. Es muß nicht von unbekannten Dingen hergenommen seyn. 4. Es muß Würde, und 5. Neuheit haben; auch 6. dem Verglichenen angemessen, d. i. nicht zu hoch und zu niedrig seyn. 7. Die Vergleichung muß nicht über die gehörigen Gränzen ausgedehnet, und 8. nicht zu sehr ausgemahlet werden, weil es sonst mehr zerstreuet, als erläutert.

9. Die Tropen.

Eine Figur, da man einen Begriff durch einen verwandten ausdruckt, ihn dadurch anschaulicher zu machen. Ursprung der Tropen, tief in dem Ursprung der Sprache und dem Wesen der menschlichen Erkenntniß gegründet. Ihre Wirkung und daraus folgende nothwendige Beschaffenheit. Verworrene Eintheilung unter den Alten und Neuen. Metonymie und Synekdoche, ihre Gränzen nicht bestimmt genug abgesteckt. Ironie, kein Trope, sondern eine Figur des Spottes. Also nur drey Tropen.

(a) Die Metonymie.

Erklärung und Bestimmung derselben. Ihre Arten. Nicht alle Arten, welche in den Lehrbüchern aufgezählet werden, sind in der schönen Schreibart brauchbar. Vornehmste Arten.

(b) Die Synekdoche.

Erklärung und Wirkung. Verschiedene Arten. Das Abstractum anstatt des Concreti, eine der fruchtbarsten Arten derselben.

(c) Die Metapher.

Der wirksamste Trope. Erklärung. Unterschied von der Anspielung, dem Beyspiele, Gleichnisse und

den übrigen Figuren. Wirkung desselben. Quellen der Bilder, welche die Metapher ausmachen. Von der Einheit der Metapher. Sie muß nicht zu strenge beurtheilet werden. Ob es zusammen gesetzte Metaphern giebt, z. B. eine Sache in das schwärzeste Licht stellen?

(b) Regeln, welche bey allen Tropen zu beobachten.

Diese fließen aus der Absicht der Tropen. Diese Absicht ist: 1. Durch anschauliche Darstellung die Einbildungskraft zu beschäftigen. 2. Einen unbekannten Begriff durch einen bekanntern ähnlichen begreiflich zu machen. 3. Einen unedlen Begriff durch einen ähnlichen edlern zu ersetzen. 4. Durch den Anschein der Neuheit die Aufmerksamkeit zu reitzen. Hieraus fliessen folgende Regeln für die Tropen.

1. Der Begriff, welchen man für den andern setzt, muß Ähnlichkeit haben. Blicke stammeln hat keine Ähnlichkeit.

2. Diese Ähnlichkeit muß leicht zu entdecken, und bey dem ersten Anblicke zu empfinden seyn.

3. Der Begriff muß daher von einer bekannten Sache hergenommen werden. Das Fetfa der Liebe, die

die unreinliche Caste der Recensenten; wie viele verstehen diese Tropen?

4. Zugleich muß der Sprachgebrauch beobachtet werden. Jede Nation hat in dem Gange der Tropen ihr Eigenthümliches, und darauf gründet sich der größte Theil des Unterschiedes der Sprachen selbst. Dieses Eigenthümliche muß man in jeder Sprache studiren, wenn man sich in derselben gehörig ausdrucken will. Eigenthümliches der deutschen Sprache in Ansehung der Tropen.

5. Der Trope muß das gehörige Verhältniß zu dem Begriffe haben, folglich weder zu groß, noch zu klein seyn.

6. Er muß neu seyn. Ist er alt, so gilt er für einen eigentlichen Ausdruck. Alle heutige Bedeutungen unserer Wörter sind ursprünglich Tropen, ob gleich nur noch wenige dafür gelten.

7. Er muß edel seyn.

8. Die tropische Bedeutung muß mit der eigentlichen keine Zweydeutigkeit machen, weil sie sonst Dunkelheit verursacht. Von einer Sonne zur andern seufzen. Oft auch in das Poßierliche fällt. Der heil. Franciscus, der auf einer wüsten Insel 30000

Men=

Menschen bekehrte; wo der Unsinn aus dem ungeschickten tropischen Gebrauche des Wortes wüst entstehet.

9. Die Tropen müssen sparsam gebraucht werden. Sie dienen zur Verschönerung, machen aber nicht das Wesen der Rede aus. Sie sind die Würze der Speise; aber wer wollte lauter Würze essen? Immer in Tropen reden, heißt immer berauscht seyn.

10. Die Allegorie.

Kein Trope, aber eine Figur. Sie ist eine fortgesetzte Metapher, oder wenn man den metaphorischen Begriff handeln und wirken läßt. Ausführung dieses Begriffes und darin gegründete Eigenschaften der Allegorie. Ihr Gebrauch und Mißbrauch. Hier auch von der Mythologie und ihrem Mißbrauche.

III. Hülfsmittel zur Erregung der Leidenschaften.

Hier kommen nur die einzelen Hülfsmittel vor. In der Abhandlung von den besondern Arten des Styles wird von der jeder Gemüthsbewegung angemessenen Art, von der rührenden, erhabenen, belustigenden u. s. f. ausführlicher gehandelt.

Die meisten Figuren der Einbildungskraft wirken auch auf die Empfindungen, oder vielmehr müssen auf die Empfindungen wirken, wenn sie nicht müßig und verwerflich seyn sollen. Allein es giebt auch einige, welche unmittelbar auf das Gemüth gerichtet sind. Dergleichen sind z. B. die Hyperbel, und das Wunderbare für die Bewunderung, die Ironie für den Spott, der Ausruf für die meisten Gemüthsbewegungen, u. s. f. Entwickelung und Erklärung dieser Figuren.

IV. Figuren für den Witz und Scharfsinn.

Beyde lassen sich hier zusammen nehmen. Witz ist die Fähigkeit Ähnlichkeit unter unähnlichen, und Scharfsinn das Vermögen, Unterschiede unter ähnlichen Dingen zu bemerken.

Die Figuren beyder Seelenkräfte sind in den bisherigen Lehrbüchern sehr vernachläßiget worden. Man kennet fast nur die Antithese, und faßt die übrigen unter dem Namen der sinnreichen Gedanken, witzigen Einfälle, Argutien u. s. f. zusammen, zu einem Beweise, daß man nur einen sehr dunkeln Begriff von ihnen hatte.

Allgemeine Regel für die Figuren des Witzes und des Scharfsinns. Sie müssen einen wahren, fruchtbaren

baren und nützlichen Gedanken enthalten oder zugleich auf den Verstand und das Herz wirken, wenn sie nicht verwerflich werden sollen; sie müssen nie Spiele des Witzes allein seyn.

Die Antithese oder der Gegensatz. Erklärung desselben. Verschiedene Arten. 1. Wenn man verschiedenen Bedeutungen eines und eben desselben Wortes einander entgegen setzt:

Zweydeutig Mittelding von Menschen und von Vieh,
Es überlebt sich selbst, und stirbt, und stirbt doch nie.

2. Wenn man ein Subject in entgegen gesetzten Verhältnissen betrachtet. 3. Wenn zwey Subjecte einander entgegen gesetzt werden. 4. Wenn zwey sich widersprechende Sätze in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereiniget werden, u. s. w. Warnung vor Wortspielen, zugespitzten Gegensätzen, Spitzfindigkeiten u. s. f.

Der Contrast, eine fortgesetzte Antithese. Erklärung und Eintheilung desselben.

Aufsuchung der übrigen Figuren für den Witz und Scharfsinn, und Erklärung derselben.

Allgemeine Regeln der Behutsamkeit bey den Figuren des Witzes.

V. Un-

V. Unächte Hülfsmittel der Lebhaftigkeit.

Hier werden alle diejenigen Figuren, welche der verderbte Geschmack ersonnen hat, nebst den Gründen ihrer Verwerflichkeit, abgehandelt, die Onomatopöie, die Zweydeutigkeit, der Gedankenstrich, das Wortspiel, die Sprichwörter, das Anagramm u. s. f.

4.
Gebrauch und Mißbrauch der Etymologie.

Wenn sich einzele Personen die Freyheit nehmen, an der eingeführten Schriftsprache zu künsteln, so pflegen sie ihr Recht dazu oft aus der Etymologie herzuleiten, und dieses hat denn desto mehr Schein für sich, je mehr Ansehen der Gründlichkeit und Wahrheit es hat. Besonders pflegt man sehr oft Neuerungen in der Orthographie damit nicht allein zu rechtfertigen, sondern selbst für nothwendig und unentbehrlich auszugeben. Es ist daher der Mühe werth, zu untersuchen, in wie fern die Etymologie noch jetzt zu Bestimmung des Veränderlichen in der Sprache gebraucht werden kann, oder nicht.

Die Etymologie ist die Wissenschaft des Ursprunges und der Bildung der Wörter. Da nun die Begreiflichkeit der Bedeutung eines Wortes, und die Art es auszusprechen und zu schreiben, von diesem Ursprunge abhängt, es auch möglich ist, daß derselbe in der großen Länge der Zeit und bey der unzähligen Menge von Personen, welche es sprechen und schreiben, nach und nach verkannt werden kann, daher es seinem Ur-

sprunge unähnlich wird, und dessen Gebrauch seine Begreiflichkeit verlieret: so hat es allerdings vielen Schein der Wahrheit und Gründlichkeit, wenn man ein solches ausgeartetes Wort wieder herstellet, und es seinem Ursprunge gemäßer macht. Man glaubt emsig komme von Ameise her, und lehret daher ämsig schreiben; Gottsched fand, daß ereignen von dem veralteten augan, sehen, und dieß von Auge abstamme, und wollte daher eräugnen gesprochen und geschrieben wissen. Hoffarth ist unläugbar von Hoch und fahren zusammen gesetzt; soll ich um deswillen Hochfahrt schreiben und sprechen?

Doch ehe wir diese Frage beantworten können, ist es nothwendig, einen Blick auf die verschiedenen Arten unserer Wörter und den darin gegründeten Unterschied unter Etymologie und Etymologie zu thun.

Die große Menge Deutscher Wörter theilet sich in zwey ungleich große Classen, in solche, welche Wurzelwörter sind, und solche, welche aus diesen gebildet sind. Die letztern sind wieder von gedoppelter Art, indem die Bildung entweder durch die Ableitung oder durch die Zusammensetzung geschehen kann.

Die Ableitung der Wörter geschiehet entweder durch Vorsylben oder durch Nachsylben, oder durch beyde zu-

gleich. Ueberhaupt geschiehet die Ableitung durch Anhängung eines oder mehrerer Laute, den Hauptbegriff der Wurzel dadurch in einem Nebenumstande abzuändern, graben, be=graben, Be=gräbniß. Unter diesen Lauten sind einige, welche den verlangten Nebenbegriff nur äusserst dunkel bezeichnen, und daher in dem gegenwärtigen Zustande der Cultur nicht mehr zu neuen Ableitungen gebraucht werden können. Dahin gehören die Vorsylben b und g, und die Nachsylben ch, ich, d, de, st, st u. s. f. bleiben, Gnade, Attich, Molch, Jagd, Freude, Ankunft von ankommen, Gunst von gönnen. S. das 4te Stück des vorigen Bandes, wo S. 40 f. von diesen und den übrigen Ableitungssylben umständlich gehandelt worden, daher ich mich hier nicht weiter dabey aufhalte.

Nach diesem Unterschiede der Wörter zerfällt nun auch die Etymologie in zwey verschiedene Arten, welche wir die nähere und die entferntere nennen wollen.

Die nähere Etymologie hat es mit dem Ursprunge und der Bildung der zusammen gesetzten und abgeleiteten Wörter zu thun. Sie zeiget, aus was für Bestandtheilen beyde erwachsen sind, lehret die eigenthümliche Art jedes derselben, und zeiget, was für Wirkungen sie so wohl auf das Wort selbst, als auf den Gebrauch desselben

ben hervorbringen können und müssen. Die Wurzelwörter gehören nicht in ihr Gebieth, sondern sie nimmt sie so, wie sie einmahl da sind, und betrachtet sie als eigene Namen, wobey man sich die Sache anschauend denkt.

Die entferntere Etymologie wagt sich aber auch an diese, spüret dem Gange des menschlichen Geistes in denselben nach, und vergleicht, um ihn zu erreichen, die Wurzeln eines Volkes mit den gleich oder ähnlich lautenden Wurzeln anderer Völker, und findet oft in der einfachsten Wurzel noch Spuren einer künstlichen Bildung. Durch diese Stufen steiget sie zu dem ersten ursprünglichen Laute hinauf, überraschet in demselben den menschlichen Geist in seiner ersten Kindheit, und folget ihm in demselben wieder abwärts durch alle Grade seiner Aufklärung, die ihm die immer veränderten übergetragenen Bedeutungen desselben vorzeichnen, wenn er anders so glücklich ist, die ganze Leiter der Bedeutungen eines Wortes bis in das höchste Alterthum zusammen zu setzen, ohne eine oder mehrere Sprossen davon zu vermissen. Um deswillen kann man sie auch füglich die höhere, so wie jene die niedere Etymologie nennen, so wie man eine höhere und niedere Geometrie u. s. f. hat,

Es ist die Frage, wohin die oben gedachten Wörter mit sehr dunkeln Ableitungssylben gerechnet werden müssen, welche so dunkel sind, daß sie daher von der Nation längst bey Seite gelegt worden? Gehören sie zur nähern oder zur entferntern Etymologie? Es läßt sich diese Frage nicht allgemein und ohne Einschränkung beantworten. Siehet man auf den bloßen Begriff eines abgeleiteten Wortes, so gehören sie zur niedern oder nähern Etymologie; siehet man aber auf den Gebrauch und die Absicht dieser Eintheilung, so wird man sie zur höhern oder entferntern rechnen müssen. Die Ursachen werden sich im folgenden entwickeln lassen. Überhaupt kann man annehmen, daß solche Wörter immer mehr für die niedere Etymologie gehören, je mehr ihre Stammwörter noch bekannt und gangbar sind, und je mehr die Art ihrer Ableitung noch mit einiger Klarheit empfunden wird. So findet man bey nur mäßiger Aufmerksamkeit, daß Kunst von können, Gewinst von gewinnen, Jagd von jagen abstammen. Hingegen ist das Stammwort veraltet oder unkenntlich geworden, oder die Ableitungssylbe ist auch selten und sehr dunkel, so waget man in den meisten Fällen nichts, wenn man ein solches Wort für eine Wurzel hält, und als ein solches behandelt. Molch, Schuld, Kopf u. s. f.

Nun zu dem Nutzen und dem Gebrauche der Etymologie und ihrer Arten.

Der erste Nutzen bestehet in der klaren Erkenntniß des Baues der Wörter, und der darin gegründeten Begreiflichkeit ihrer Bedeutungen. Schon als klare Erkenntniß ist dieser Nutzen schätzbar, und der dunkeln Erkenntniß, welche man ohne Etymologie von den Wörtern hat, vorzuziehen. Allein, er erstreckt sich noch weiter, denn die Etymologie, besonders aber die höhere, führet uns vermittelst der Wörter und der Leiter ihrer Bedeutungen durch den ganzen Stufengang des menschlichen Verstandes, zeiget uns, wie alle unsere Begriffe durch rohe ungeschlachte Laute erweckt, und durch eine unzählige Menge fast unmerklicher Schritte nach und nach aufgekläret und verfeinert worden. Ein einiges sehr bekanntes Wort zur Probe. Jedermann weiß, in was für einer unkörperlichen abstrakten Bedeutung das Wort Geist gebraucht wird. Aber war es von Anfang an so? Gewiß nicht. Die höhere Etymologie lehret, daß es vermittelst des Lautes t, eines längst veralteten Ableitungslautes, von einem Verbo abstammet, welches nahe mit dem noch übrigen aber provinziellen gissen verwandt war, und als eine wahre Onomatopöie den Laut eines gährenden Körpers, und ähnliche Arten des Lautes, folglich auch des Mundes in

gewissen Fällen des harten Athemens u. s. f. bedeutet, welches noch aus unserm Gäscht, so wohl Hefen, als Bierschaum, erhellet. Vermöge dieser Abstammung bedeutete Geist, vielleicht nicht einmahl gleich anfänglich, sondern nach mehreren übertragenen Figuren den Wind. Der Geist geistet wo er will, heißt es noch bey dem Kaisersberg. Die nächste Bedeutung, welche auf diese folgte, war die Bedeutung des Athems, nach einer sehr leicht begreiflichen Ähnlichkeit. Gott geistet in sein Antlitz den Geist des Lebens, (Gott bließ ihm einen lebendigen Athem ein,) heißt es in einer alten Bibel von 1483. Auf diese folgte die Bedeutung eines flüchtigen, flüßigen, wirksamen und mit dem Wasser mischbaren Körpers, welcher oft durch die Gährung entwickelt wird, welche daher auch vermuthlich diese Bedeutung veranlasset hat. Nun werden die Bedeutungen nach und nach immer unkörperlicher und abstrackter, daher bedeutet Geist zunächst das Leben, ferner die wirkende thätige Kraft der Seele, dann die Seele selbst, und endlich ein jedes denkendes Wesen, welches die Kraft zu denken und zu wollen besitzet.

Diese Entwickelung ist für den Philosophen allerdings sehr lehrreich und schätzbar; allein soll sie von einigem Nutzen seyn, so wird dazu folgendes erfordert. 1. Sie muß nicht bloß mit einem und dem andern Worte

te in der Sprache, sondern mit einer großen Menge Wörter angestellet werden können. Allein dazu fehlen uns in den meisten Fällen die nöthigen Hülfsmittel, ich meine die Reihe von Zwischenbedeutungen von dem ersten Ursprunge eines Wortes an, bis auf die gegenwärtige Zeit. Die meisten Wörter gleichen in Ansehung der Geschichte ihrer Bedeutungen, einer zerbrochenen Leiter, wo bald die ersten, bald die mittlern Sprossen fehlen. Jedes Volk hat seinen Stand der Roheit und Wildheit, seinen Stand der mittlern, und seinen Stand der höhern Cultur, und in jedem finden wieder sehr vielfache Grade Statt. In dem ersten Stande wird nichts, in dem mittlern wenig, und in dem letztern desto mehr geschrieben. Die Wörter gehen also gemeiniglich schon durch eine lange Reihe von Veränderungen durch, ehe sie mit ihren Bedeutungen durch die Schrift aufbehalten werden, und auch alsdann geschiehet solches nur mit einigen Wörtern und einigen Bedeutungen. Die deutschen Schriften fangen erst mit dem 13ten Jahrhunderte an, minder sparsam, und erst um die Mitte des 16ten, zahlreich zu werden. Woher sie nun nehmen, diese Sprossen, die zerbrochene Leiter zu ergänzen? Die Vergleichung mit verwandten Sprachen füllet einige Lücken aus, aber nicht viele, weil von ihnen eben das gilt, was von der Deutschen gesagt worden. 2. Der Ursprung der

Sprache, die Art ihrer Entstehung muß ausgemacht und bewiesen seyn. Wie kann man die erste Bedeutung eines Wortes bestimmen, wenn man nicht weiß, wie die ersten Begriffe der Menschen entstanden sind, und wie sie selbige durch Laute ausgedruckt haben, und ausdrucken mußten? Dieses ist der feste Punct, woran der Faden geknüpft werden muß, woran man die Bedeutungen eines Wortes reihen will, wenn er nicht als ein Spiel jedes Windes in der weiten Luft Gottes umher flattern soll. Allein, wie traurig es um diesen Theil der menschlichen Erkenntniß noch aussiehet, darf ich nicht erst sagen. Die wenigsten Etymologen haben sich um diesen Ursprung bekümmert, und wenn es ja geschehen ist, so haben sie Träume für Wahrheit verkauft, und Hirngespinste in die Luft gebauet, die der schwächste Wind zerstreuet. Die Philosophen sind hier um kein Haar breit mehr Philosophen, als die Etymologen von Profession. Man schlage auch in den besten Logiken, z. B. Lamberts Organon, die Kapitel von dem Ursprunge der Begriffe und der Sprache nach, so wird man erstaunen, so viel Rocken-Philosophie mit der gründlichsten Mine von der Welt vorgetragen zu finden. Ich sinne hin und her, aber ich weiß mir die Nachläßigkeit unserer Philosophen mit nichts zu entschuldigen. Es bleibt mir immer unbegreiflich, wie der menschliche Verstand

in Ansehung seiner eigenen Geschichte so kalt und träge bleiben können. So lange aber dieser Ursprung nicht überzeugend dargethan, und allgemein anerkannt ist, ist und bleibt auch die höhere Etymologie, was sie seit der Schöpfung gewesen ist, eine brotlose Kunst, aus allem alles zu machen, und der Nutzen, der für den Verstand von selbiger zu erwarten ist, kann zur Zeit nicht anders als sehr unbedeutend seyn.

Ich gehe zu dem zweyten Nutzen der Etymologie fort, welcher in der Leitung und Bestimmung des Veränderlichen in der Sprache bestehen wird; ein sehr wichtiger Gegenstand, welcher eine genaue Untersuchung verdienet. Zuvörderst ist zu untersuchen, so wohl was in der Sprache bestimmt werden muß, und wie das Ding beschaffen seyn muß, was etwas bestimmen kann und soll.

Was kann und muß in der Sprache bestimmt werden? Vermuthlich doch wohl nur das, was der Bestimmung bedarf. Die Bestimmung setzt etwas Unbestimmtes voraus, so wie die Heilung eine Krankheit. Was also in der Sprache schon hinlänglich bestimmt ist, wird also so wenig einer Bestimmung bedürfen können, als ein völlig Gesunder einen Arzt bedarf. Knoblauch, Geld, Vetter, Hoffahrt, Volk u. s. f. sind bestimmt genug, so wohl der Bedeutung, als der Ausspra-

che und Schreibart nach; ich sehe also nicht, was hier zu bestimmen wäre, und noch weniger, was für die Etymologie hier zu bestimmen wäre. Hingegen, wenn die Aussprache schwankend, und die Schreibart verschieden ist, schlämmen nnd schlemmen, adelig und adelich, ergetzen und ergötzen, Reiter und Reuter, Gebürge und Gebirge, da ist allerdings eine Bestimmung nothwendig, um die so nothwendige Einheit zu erhalten, und diese Bestimmung kommt ganz der Etymologie zu, weil doch ein Grund vorhanden seyn muß, wenn man sich für die eine Art mehr als für die andere erklären soll, und wenn der Gebrauch schweigt, oder schwankend und nicht allgemein genug ist, kein anderer Bestimmungsgrund möglich ist, als die Etymologie.

Sehr oft behauptet man, die Etymologie soll nicht bloß in streitigen Fällen bestimmen, sie soll auch den Bau der Wörter aufschließen. Wenn hier von dem oben gedachten Aufschlusse der Wörter für den Philosophen geredet wird, so kann wohl niemand etwas dawider haben. Wenn aber dieser Aufschluß zu einem Vorwande gebraucht wird, die einmahl allgemein angenommene Aussprache und Schreibart, selbst an den Wurzelwörtern zu ändern, so streitet nicht mehr als alles dagegen. Was kann dieser Aufschluß dem großen Haufen der Schreibenden und Sprechenden helfen? — Nichts,

war=

warlich nichts. Die Bedeutungen der Wörter ändern sich von Zeit zu Zeit, so wie sich die Begriffe aufklären und verfeinern. Sie entfernen sich folglich immer mehr von ihrer ursprünglichen Bedeutung, je weiter sie mit der Zeit fortrücken; die erste Bedeutung wird immer dunkeler, und endlich wird das Wort zu einem eigenen Namen, bey welchem man sich die Sache anschauend denkt. Was kann es nun der großen Menge derer, welche Schrift und Sprache gebrauchen, nutzen, wenn man ihr einen solchen eigenen Namen aufschließt, und sie Ambacht und Begicht statt Amt und Beicht sprechen und schreiben lehret? Wird ihr Begriff von der Sache klärer? Ich zweifle sehr, wenn sie auch die einzelen Theile, woraus diese Wörter bestehen, kennen sollten: denn durch den Aufschluß würde nur ein sehr mangelhafter Ausdruck für den heutigen Begriff herauskommen. Man würde bey Begicht zwar den dunkelen Begriff eines Bekenntnisses bekommen, aber wo bleibt denn nun der Begriff des kirchlichen Bekenntnisses, in welchem Beicht nur allein gebraucht wird? Und wo soll dieser Aufschluß anfangen, und wo soll er aufhören? Die Sprache ist allemahl in dem rohesten Stande des Volkes entstanden, da dessen Sprachwerkzeuge so roh und ungeschlacht waren, als dessen Begriffe und Sitten. Je näher ein Wort diesem Urspeunge kommt, desto

mehr hat es das Gepräge dieser Roheit, gehäufte Consonanten, tiefe und breite Doppellaute und Vocale, Gurgellaute u. s. f. Will man diesem Aufschlusse keine willkührlichen Grenzen setzen, (und in der Sprache kann und soll nichts willkührliches seyn,) so kann er seine Absicht nicht anders erreichen, als bis er uns die ganze alte, arme und rohe Sprache wieder herstellet, die denn, wenn sie auch möglich wäre, zu unsern heutigen Sitten und Empfindungen einen sehr artigen Contrast machen müßte. Ein Paar andere Gründe wider diesen vorgegebenen Aufschluß werden im folgenden vorkommen.

Die zweyte Frage, wie dasjenige beschaffen seyn muß, was in den erforderlichen Fällen etwas bestimmen soll, läßt sich aus der Natur und Absicht der Sprache leicht beantworten. 1. Es muß erweislich gewiß, und wo die Gewißheit nicht Statt findet, wenigstens überwiegend wahrscheinlich seyn. Willkührliche, nach bloßen Ähnlichkeiten gemachte Etymologien können hier also keinen Bestimmungsgrund angeben, weil zehn andre eben so viele verschiedene willkührliche Etymologien ausgrübeln können, folglich die Einheit, um welche es hier doch vornehmlich zu thun ist, dabey mehr verlieren, als gewinnen würde. Dahin gehöret z. B. wenn man bloß

darum ämsig, ergötzen, schmäucheln, lüderlich u. s. f. schreiben und sprechen wollte, weil man es für gut befindet, diese Wörter von Ameise, Götze, Schmauch und Luder abzuleiten. Überhaupt dürfen dergleichen Bestimmungen nicht ohne gründliche Sprachkenntniß gewagt werden. Eine seichte Sprechkenntniß thut hier mehr Schaden, als gar keine. Wie oft hat man nicht die Schreibarten Jagd, möchte, fließen, vierte, wahrlich u. s. f. für fehlerhaft gehalten, und sie in Jacht, mögte, flüßen, virte, warlich abzuändern gesucht, da sich doch bey näherer Untersuchung zeigt, daß die getadelten Schreibarten die besten Gründe für sich haben, wie ich an andern Orten gezeiget habe. 2. Es muß der Faßlichkeit der Schreibenden gemäß seyn, und wenigstens von dem größten Theile derselben bey nur ein wenig Aufmerksamkeit dunkel empfunden werden. Diese dunkele Empfindung wirket in den Sprachen alles, und ist, wenn sie einstimmig ist, eigentlich das, was die Einheit in der Sprache ausmacht und erhält. Sie gründet sich auf locale und individuelle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens, und rühret ganz aus denselben her, und daher kommt es denn, daß sie in einem jeden Lande von nur einigem Umfange so verschieden ist, oder mit andern Worten, daß es in demselben so verschiedene Mundarten giebt. Wenn nun ein Sprachlehrer eine etymologische

gische Neuerung vorschlägt, welche dieser einstimmigen dunkeln Empfindung widerspricht, so kann er gewiß versichert seyn, daß er die vergeblichste Arbeit von der Welt unternimmt, weil noch keine Veränderung in der Sprache auf diese Art ihr Glück gemacht hat. Am sonderbarsten ist es, wenn einzele Schriftsteller aus den Provinzen der Schriftsprache, deren auf dunkele Empfindungen gegründete Analogien sie oft nicht einmahl kennen, Neuerungen in der Aussprache und Orthographie aufdringen wollen.

Aus diesem allen fließen nunmehr folgende Regeln für den Gebrauch der Etymologie.

1. Den oben gedachten Gebrauch, welchen der Philosoph von dieser Wissenschaft machen kann, ausgenommen, bestehet ihr einiger Nutzen darin, daß sie die Einheit in der Aussprache und Schrift zu erhalten sucht. Noch weniger muß sie dieselbe stören. Daß diese Einheit so wohl zur Verständlichkeit, als auch um des Begriffes einer schönen Schriftsprache willen, wesentlich nothwendig ist, wäre leicht zu beweisen, wenn es ja noch eines weitern Beweises, als der bloßen Entwickelung der Begriffe bedürfen sollte.

2. Die Etymologie kann folglich nur alsdann gebraucht werden, wenn wirklich etwas zu bestimmen ist,

d. i. so wohl, wenn Sylben oder Wörter der Aussprache unbeschadet, auf verschiedene Art geschrieben werden können, als auch, wenn sie wirklich auf verschiedene Art ausgesprochen und geschrieben werden, oder eine schwankende Aussprache und Orthographie haben. Ich werde die hierin liegenden Fälle sogleich weiter entwickeln. Jetzt folgere ich nur daraus, daß, wenn Aussprache und Schrift bestimmt genug oder allgemein sind, es unbillig ist, diese Einheit um der Etymologie willen zu stören. Jedermann schreibt und spricht hindern, wenn es gleich von hinter abstammet; es ist also unerlaubt, diese Einheit stören und hintern schreiben zu wollen. Wird dadurch der Begriff des Wortes klärer? Ich zweifele sehr. Die Schreibart hintern bringt mir zwar die Abstammung von hinter in das Gedächtniß, giebt mir aber zugleich ein Bild, welches den Begriff verdunkelt, und nicht einmal recht paßt, weil hindern etwas anders sagt, als eine Sache hinter sich oder zurück bringen.

3. In Wurzelsylben ist daher der Gebrauch der Etymologie am eingeschränktesten, oder mit andern Worten, die höhere oder entferntere Etymologie wird zur Bestimmung der Aussprache und Schrift am seltensten gebraucht, weil die allermeisten Wurzelsylben bereits durch den allgemeinen Gebrauch so bestimmt sind, daß es keiner neuen Bestimmung bedarf. Die allermeisten

Wur-

Wurzelwörter und Wurzelsylben gelten als eigene Nahmen, bey welchem man sich die bezeichnete Sache anschauend denkt. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sprache aus einem dunkelen Gefühle der Nothwendigkeit manche Wurzeln mit Fleiß verdunkelt hat, um den mangelhaften Begriff zu vertilgen, welcher nur der Verständlichkeit schaden würde. Das scheinet der Fall mit Beicht, Amt, und so vielen andern zu seyn, deren Etymologie man jetzt mit Mühe aufsuchen muß. Solche Wörter wieder aufzuschließen, und ihre Blöße gleichsam zur Schau auszulegen, heißt wider die Absicht der Sprache handeln. Jedermann weiß, was er mit dem Worte heirathen für einen Begriff verbinden soll. Gesetzt, die Abstammung von heuern, miethen, wäre erweislicher, als sie ist, so würde es doch unbillig seyn, um deswillen heurathen sprechen und schreiben zu wollen, weil der Begriff auf den heutigen Gebrauch gar nicht mehr paßt, daher die Sprache hier die Wurzelsylben mit Fleiß verdunkelt zu haben scheinet, um den mangelhaften Begriff zu zerstören. In allen Wurzelsylben ist also der allgemeine Hochdeutsche Gebrauch das höchste Gesetz so wohl der Aussprache als auch der Schrift. Gesetzt aber, die Hochdeutsche Aussprache und Schrift wäre in manchen Wurzelsylben schwankend und nicht allgemein genug, nun da wäre es

denn

denn erlaubt, sich nach der wahrscheinlichsten entferntern Etymologie zu bestimmen. Gesetzt, die Hochdeutschen wären zwischen ergetzen und ergötzen getheilet, (welches doch, so viel ich weis, der Fall nicht ist,) so würde sich die wahrscheinlichste Abstammung für das erstere erklären müssen, weil die Ableitung von Götze wider alle etymologische Analogie ist.

4. Desto unbeschränkter hingegen ist die Anwendung und der Gebrauch der nähern Etymologie, oder der Etymologie in Ansehung der abgeleiteten Wörter, und das aus folgender Ursache. In einem abgeleiteten Worte kann sowohl die Wurzel- als Ableitungssylbe der Aussprache unbeschadet, auf verschiedene Art geschrieben werden. Das Wort lieblich kann bey einerley Aussprache liblich, liplich, lieblig, lieplig, u. s. f. geschrieben werden. Da nun diese Verschiedenheit so wohl der Einheit als Verständlichkeit schaden würde, so muß ich mich der Ableitung und ihrer jedesmahligen Art bewußt seyn, wenn ich jede Sylbe dem ihr eigenen allgemeinen Gebrauche gemäß schreiben will. Erinnere ich mich, daß lieblich vermittelst der Ableitungssylbe lich von Liebe abgeleitet ist, so werde ich nicht in Versuchung gerathen, es auf eine diesem Ursprunge nicht gemäße Art zu schreiben, und dadurch dessen Begriff zu verdunkeln, wenn ich mir bewußt bin, daß wir eine bestimmte Ablei-

tungssylbe er haben, so werde ich mich hüten, ungeschlachten Mundarten, welche hier das e verbeißen, zu folgen, und Feur, feuren, Traur, trauren, dauren u. s. f. zu schreiben. Eben diese nähere Etymologie lehret die Ableitungssylben icht, licht, (nicht igt und ligt,) lich und ig unterscheiden, welche sonst so leicht verwechselt werden können. Sie lehret adelig, untadelig, allmählig, darin, hierin, worin u. s. f. schreiben, weil andere Schreibarten wider die nächste Abstammung sind. Eben das gilt auch von zusammengesetzten Wörtern. Bin ich mir der Zusammensetzung klar bewußt, so werde ich nicht, einer provinziellen Mundart zu Folge, ruhmräthig, sondern ruhmredig schreiben, weil die letzte Hälfte von reden nicht aber von Rath abstammet. Selbst eine fehlerhafte Aussprache findet in der nähern Etymologie ihre Berichtigung. Von Gold kommt golden, und in Obersachsen spricht jedermann so; warum denn nun noch das im Hochdeutschen längst veraltete gülden oder gölden? Warum gebraucht die Berliner Bibliothek noch in allen Rubriken jedes Bandes zum größten Widerwillen aller Leser von Geschmack, Gottesgelahrtheit, Rechtsgelahrheit u. s. f. da niemand mehr gelahrt und Gelahrheit, sondern gelehrt und Gelehrsamkeit spricht? Sie die so gern die gültigste Richterin, in Sachen, wel-

welche den Geschmack und die Sprache betreffen, seyn möchte?

5. Wie aber, wenn der allgemeine Gebrauch und die nächste Abstammung einander widersprechen? Wenn der nächste und unmittelbare Ursprung eines abgeleiteten Wortes allgemein verkannt, und daher das Wort dem erstern nicht gemäß geschrieben wird? Da hier zwey einander entgegengesetzte Analogien zusammen kommen, die Herrschaft des allgemeinen Gebrauches, und die Beobachtung der nächsten Etymologie, so wird sich die Frage nicht überhaupt beantworten lassen, sondern man wird, wie in andern Fällen, die Mittelstraße gehen müssen. Ich glaube, daß alsdann folgende Regeln Statt finden müssen. 1. Betrift die Abweichung eine bekannte Ableitungssylbe, und die allgemeine Aussprache leidet bey der Änderung nichts, so kann man vermuthen, daß die Verletzung der nächsten Abstammung aus einem wahren Versehen herrühret, und alsdann ist es nicht allein erlaubt, sondern auch Pflicht, das abweichende Wort seinem Ursprunge gemäß zu schreiben. In Erndte oder Ärndte ist das dt ein offenbarer Fehler, weil die Ableitungssylbe nicht dte, sondern entweder de oder te lautet. Die Hochdeutsche Aussprache erkläret sich für das letzte, also Ärnte oder Ernte. Adelich, untadelich, allmählich u. s. f. sind Fehler, weil die Ableitungssylbe

hier ig ist; wäre es lich, so müßte man adellich, untadellich, allmählich schreiben, weil die Stammwörter, Adel, Tadel, Mahl lauten. Eben so fehlerhaft ist es, wenn man die Verkleinerungssylbe gen schreibt, da sie doch chen lautet. 2. Ist aber die Ableitungssylbe veraltet und unbekannt, und die Aussprache ist allgemein, so ist es unerlaubt, diese um jener willen zu verletzen, weil hier der Aufschluß von keinem Nutzen seyn kann. Gesetzt, in zwanzig, vierzig u. s. f. wäre die letzte Sylbe von Zug abzuleiten, (wider welche Ableitung ich doch überwiegende Gründe habe, welche aber hier zu weitläuftig seyn würden,) so ist das noch kein Grund zwanzüg, vierzüg u. s. f. zu sprechen und zu schreiben. Was kann hier die Änderung helfen? Etwa das Wort verständlicher machen? Gewiß nicht, wohl aber verdunkeln, weil der alte Begriff, welchen Zug hier gewähret, auf den heutigen Begriff nicht mehr passet, daher ich eher glauben würde, daß die Sylbe mit Fleiß verdunkelt worden, um die Ableitung und mit ihr den mangelhaften Begriff zu verhüllen. Um eben deswillen ist es auch unerlaubt, das wieder abweichende dreyßig, dreyzig zu schreiben, und dadurch die allgemeine Aussprache zu verletzen. Ein gleiches gilt von der Vorsylbe emp in empfehlen, empfinden, empfangen, zumahl da sich beweisen läßt, daß emp der wahren Wurzel noch

um

um ein Paar Grade näher ist, als das in andern Fällen gewöhnliche ent. 3. Begreift die Abweichung Wurzelsylben, so finden wieder die vorigen Fälle Statt. Ist das Stammwort bekannt und jedermanns Fähigkeit angemessen, und die allgemeine Aussprache leidet dabey nichts, oder nur etwas unmerklich geringes, so ist die Änderung erlaubt. Reiter kommt unstreitig von reiten her, und dieses ist bekannt genug; warum schreibt man denn noch Reuter, zumahl da sich die Obersächsische Aussprache mehr für das erste erkläret. Ärmel, Ältern, Bäcker, häßlich, Gräuel u. s. f. stammen auf eine unläugbare Art von Arm, alt, backen, Haß, grauen ab, daher schreibt man sie richtiger mit einem ä als mit einem e. Die alte Oberdeutsche Schriftsprache gebrauchte für das ä, wenn die Ableitung es erforderte, immer das tiefe e. Die Hochdeutsche Mundart setzte das erste wieder in seine Rechte ein, übersahe aber dabey manche Wörter, entweder aus Unkunde oder aus Nachläßigkeit, und man handelt ihrer Absicht gemäß, wenn man das, was von ihr übersehen worden, der Analogie nähert. Folglich auch schlämmen, erwägen, einhällig, Schlägel u. s. f. Dahin gehöret auch der Fall, wenn sich noch Unrichtigkeiten in der Schreibart wider die allgemeine Hochdeutsche Aussprache erhalten haben. In dieser lauten gib, gibst, ging,

hing, fing, geschärft; warum schreiben wir denn noch gieb, giebst, gieng, hieng, fieng? Es sind dieses Überbleibsel der Oberdeutschen Mundart, welche diese Wörter noch jetzt dehnet, folglich ein ie nöthig hat. 4. Ist aber das Stammwort dunkel und vergessen, so daß es zur Verständlichkeit nichts mehr beytragen kann, oder selbige vielleicht nur stören würde, so ist auch die Änderung nicht allein unnütz, sondern auch unerlaubt. Ernte kommt von arnen, arbeiten, her, und würde in so fern richtiger Ärnte geschrieben werden. Allein da dieses Wort im Hochdeutschen völlig veraltet ist, so bleibt auch Ernte unverwerflich, ob ich gleich ehedem das erstere vorzog. So auch Grenze, besser, behende, ereignen u. s. f. weil die Abstammung von Rain oder Rand, dem veralteten baß, Hand und Auge sehr dunkel sind, und zur Verständlichkeit nichts beytragen. 5. Am unverantwortlichsten sind dergleichen orthographische Neuerungen: (a) Wenn der allgemeinen Aussprache eine offenbare Gewalt geschiehet, wenn man z. B. Hochfahrt, Gelt, die Gelter, höcher, hintern u. s. f. schreiben und sprechen wollte. (b) Wenn man das wahre Stammwort verfehlet, und ein bloß verwandtes Wort dafür annimmt. Adel und edel, Dach und decken, hoch, höher und Höhe, Henne und Hahn, Vetter und Vater u. s. f. sind unstreitig verwandt, aber wer

kann behaupten, daß eines von dem andern abstamme? Es würde daher eine sehr ärmliche etymologische Kenntniß verrathen, ein solches Wort nach dem andern modeln zu wollen. Eben so ärmlich ist es, wenn man der Aussprache zuwider flüßen, güßen, genüßen, flühen, schreibt, als wenn sie unmittelbar von Fluß, Genuß, Flucht, Guß abstammten. (c) Wenn man zwar eines siehet, aber nicht alles. Es kommen bey den abgeleiteten Wörtern sehr oft entgegen gesetzte Analogien zusammen, da denn nothwendig die eine verletzt werden muß. Vier, wahr, Pohlen lauten gedehnt. Macht man davon die Ableitungen vierte, Viertel, vierzig, wahrlich, Pohlnisch, so treten zwey entgegen gesetzte Analogien ein, wo nach der einen die Stammsylbe um der folgenden zwey Consonanten willen geschärft werden, nach der andern aber die Abstammung durch die Schrift bezeichnet werden sollte. Man hat das Mittel gefunden, sie beyde zu vereinigen, und befolgt die erste durch die Aussprache, die andern aber durch die Schrift; d. i. man spricht virte, virzig, warlich und Polnisch, schreibt aber vierte, vierzig, wahrlich, Pohlnisch. Wie oft hat man nicht dieses wirklich gute Auskunftsmittel getadelt, weil man nur etwas, aber nicht alles sahe. Ein gleiches gilt von mögen und möchte, und andern ähnlichen Fällen mehr. Ich habe an einem

andern Orte bereits umständlicher davon gehandelt, daher ich mich hier nicht weiter dabey aufhalte. Es erhellet daraus zugleich, daß sehr viele Sprachkenntniß dazu gehöret, Abänderungen zu wagen, daher man unsern Schriftstellern in diesem Stücke nicht genug Bescheidenheit und Mißtrauen gegen sich selbst empfehlen kann.

Hoffentlich wird niemand diesen Regeln den Vorwurf der Willkührlichkeit machen können, indem sie unmittelbar aus dem Wesen und der Absicht der Schrift hergeleitet, und ganz aus dem bisherigen Gebrauche der deutschen Schriftsprache abstrahiret sind; ein Gebrauch, welcher so oft und von so vielen nicht bloß getadelt, sondern selbst geschmähet worden, weil man die Gründe, worauf er beruhet, nicht einsehen konnte noch wollte. Oft siehet man die eine Seite der Sache, oder siehet sie auch nur halb, und schließt davon sogleich auf das Ganze. Man höret, daß die Etymologie nothwendig ist, die Einheit in zweifelhaften Fällen zu erhalten, und hält sogleich die Etymologie im unbegränzten Verstande für das höchste Gesetz der Schrift, webt etymologische Hirngespinste, und modelt nach ihnen die ganze Schrift selbst der ältesten Wurzelwörter um. Auf der andern Seite siehet man diesen

Unfug,

Unfug, fühlet das Verwerfliche der Veränderung allgemein üblicher Schreibarten nach entfernten oft höchst unwahrscheinlichen Etymologien, und verwirft nunmehr die ganze Etymologie, und lehret, in der Schrift der Aussprache allein zu folgen. Jeder sahe etwas; aber wie wenig sahe er, und wie mangelhaft sahe er das wenige, was er sahe!

5.

Über eine doppelte Anfrage in dem deutschen Museo, August 1783.

Die erste Anfrage lautet daselbst folgender Gestalt:

„Wenn man in den ältesten Schriftstellern der „deutschen Sprache, ich meine die Periode von Karl „dem Großen an bis nahe vor den schwäbischen Kai„sern, welches freylich ein Zeitraum ist, aus dem uns „nur wenig aufbehalten worden, wenn man, sage ich, „in diesen schätzbaren Resten blättert, so glaubt man, „nach den Endungen und Formen der Wörter zu urthei„len, eine lateinische oder italienische Schrift zu lesen. „Der Verlust dieser Endungen ist von einigen bedauert „worden. In der That, wenn ich im Ottfried zum „Beyspiel Ziti für Zeit, Sterrono für Sterne, bi„binota für bebte, komo für komme, Pina für „Pein, retho für recht, und im Willeram, der erst „lange nachher lebte, und im Jahre 1085 starb, zoy„ga mar thin anluzza, thin stemma ſkella in „mionon oron, für: Zeige mir dein Antlitz, deine

„Stimme

„Stimme schallet (schalle) in meinen Ohren, lese:
„so erkenne ich zwar noch jetzt die deutschen Wörter,
„deren wir uns bedienen, aber die Endungen sind ganz
„fremde; anluzza ist dem Schalle nach gerade ein
„Wort, wie das italienische bellezza.

„In dieser Betrachtung wird man aber gestört,
„wenn man Schottels Meinung darüber lieset. Sein
„Werk, dem er den Titel „einer ausführlichen Ar-
„beit von der deutschen Sprache“ (Braunschweig
„1663.) gegeben hat, und welches einen starken Quart-
„band ausmacht, ist in seiner Art, und um es nach sei-
„nem Zeitalter zu beurtheilen, ein herrliches Buch. Er
„war Hofrath und Beysitzer des Hofgerichts in Wolfen-
„büttel, und lebte unter dem Schutze des großen Be-
„förderers der Gelehrsamkeit, des Herzogs August. Er
„war auch ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft
„und es ist nicht genug zu sagen, welche Vortheile, de-
„ren wir jetzt noch genießen, diese Gesellschaft der deut-
„schen Sprache gebracht hat.

„Schottel also behauptet, daß von den zuerst ge-
„nanten alten Schriftstellern die gedachten Endungen
„nur des Reims und anderer Ursachen halber gesetzt wä-
„ren, woraus also folgen würde, daß niemals so ge-
„sprochen sey, welches so allgemein genommen unglaub-
„lich

„lich scheint. Er saget ferner (S. 43.) „Wolf. La-
„zius Lib. 3. de Cimmeriis meldet gleichfalls hievon
„ein mehreres, und sonderlich wie und warum die da-
„maligen Aufschreiber terminationes latinum ser-
„monem aemulantes den deutschen Wörtern beyge-
„füget.“

„Nun meine erste Anfrage. Wollte nicht jemand,
„dem eine größere Muße und mehr Zugang zu den Quel-
„len, als mir zu Theil geworden ist, und der auch den
„Lazius nachsehen könnte, diese Sache seiner Unter-
„suchung würdigen? Wollte er sich nicht bestreben, so
„viel möglich aufs Reine zu bringen, in wie fern solche
„Endungen nur von den Schriftstellern gebraucht wor-
„den, und in wie fern sie in der Sprache gewesen?
„Der Nutzen dieser Untersuchung wäre doch immer der,
„daß man den Gang und die Geschichte der Sprache nä-
„her kennen lernte.“

Es ist ein altes und sehr gewöhnliches Vorurtheil, daß man jede merkliche Veränderung in der Sprache, nach einem gewissen Zeitraume den Schriftstellern beylegt, bey welchen man sie bemerkt, und dieses gehet oft so weit, daß man wohl gar den ersten guten oder verdienten Schriftsteller in jeder Nation für den Schöpfer der Sprache derselben hält. So hat man wohl ehe den

Homer

Homer für den Schöpfer der Griechischen, und Carln den Großen für den vornehmsten Urheber der deutschen Sprache gehalten. Allein es ist dieses eben so sonderbar, als wenn man den Künstler, wenn er die Tracht oder Sitten seines Zeitalters darstellet, nach ein Paar Jahrhunderten für den Erfinder und Urheber oder doch den vornehmsten Ausbilder eben dieser Trachten und Sitten ausgeben wollte. Die Schriftsprache eines Volkes ist, so lange dieses Volk noch als ein eigenes Volk vorhanden ist, unaufhörlichen Veränderungen ausgesetzt, und es ist der Natur gemäß, daß Schriftsteller, wenn sie anders gelesen und verstanden werden wollen, sich in jedem Zeitraume genau so ausdrucken, als ihre Zeitgenossen; dieß bestätiget die Erfahrung aller Zeiten und Zonen. In rohen und nur halb gesitteten Zeiten, wie die Jahrhunderte Deutschlandes vor den schwäbischen Dichtern waren, ist dieß vornämlich der Fall; denn Sprachkünsteleyen von Seiten der Schriftsteller fallen immer in die Zeiten einer zwar verfeinerten aber übelverstandenen Cultur.

Auf Lazii Zeugniß kann hier nichts ankommen, weil wahre Sprachgelehrsamkeit zu seiner Zeit ein ganz unbekanntes Ding war, daher man es ihm nicht verdenken kann, wenn er jede Veränderung in der

ältern

ältern Sprache dem Schriftsteller zuschreibt, bey welchem er sie findet.

Von Schotteln sollte man freylich etwas bessers erwarten, weil er für sein Zeitalter wirklich sehr schätzbare Sprachkenntnisse besaß. Allein zum Unglücke war er von eben derselben Grille angesteckt, wodurch sich die fruchtbringende Gesellschaft in ihrer letzten Hälfte so lächerlich machte, ich meine die Grille, die Sprache als Schriftsteller nach eigenem Willkühr und nach selbst gemachten Analogien auszubilden, daher er denn jede Gelegenheit benutzt, wo er dieses Vorrecht der Schriftsteller mit einigem Scheine behaupten kann. Über dieß waren die noch übrigen deutschen Schriften vor dem Schwäbischen Zeitpuncte zu seiner Zeit überaus selten, daher er nur eine sehr mangelhafte Kenntniß von ihnen haben konnte. Wir kennen deren jetzt weit mehrere, und kennen sie besser, daher man zu unsern Zeiten auch gründlicher davon urtheilen kann.

Schottel glaubt S. 43. „daß oftmahls entweder „zu Abhelfung des Reimes oder sonsten ungehörige „Buchstaben bey die Wörter gesetzet, und anders als sie „sollen, geendiget werden," und beruft sich dabey auf Ottfrieden, der in seiner Vorrede an den Erzbischof Liutbert ausdrücklich sage: Hujus linguae Teutiscae

pro-

proprietas nec numerum nec genera me conservare sinebat; numerum pluralem singulari, singularem plurali variavi et tali modo in barbarismum et soloecismum saepe coactus incidi.

Daß Ottfried um des Reimes und der Sylbenzahl willen hin und wieder einen Vocal, der nicht zum Worte gehöret, angehänget habe, wie es wohl noch zu unsern Zeiten manche Dichter zu machen pflegen, (das Glücke, Geschicke,) kann seyn; allein daß alle Vocale am Ende seiner Wörter aus eben dieser Ursache erkläret werden müßten, ist sehr ungegründet. Ottfrieds Stelle, welche Schottel noch dazu verstümmelt anführet, sagt auch davon nichts. Er vergleicht seine Übersetzung oder vielmehr Umschreibung mit dem lateinischen Texte, und sagt, daß er um der Natur der deutschen Sprache willen das lateinische Masculinum oft durch das Fäminінum, den lateinischen Plural durch den Singular u. s. f. habe geben, und folglich, in Rücksicht auf den lateinischen Text, Barbarismen und Solöcismen begehen müssen. Seine Stelle lautet vollständig also; Hujus enim linguae proprietas nec numerum nec genera me conservare sinebat. Interdum enim masculinum Latinae linguae in hac faeminino protuli, et caetera genera necessarie

simili

simili modo permiscui. Numerum pluralem singulari, singularem plurali variavi et tali modo etc. Ich sehe nicht, was aus dieser Stelle, wenn man sie in ihrem ganzen Zusammenhange lieset, für Schotteln folgen sollte.

Und gesetzt, Ottfried hätte auch um des Reimes und der Sylbenzahl willen seine Sprache so verunstaltet, daß er überall Vocale angehängt und eingeschoben hätte, so hatten doch prosaische Schriftsteller diesen Bewegungsgrund nicht, und dennoch findet man bey ihnen eben dieselbe Erscheinung. Man lese den Kero, die von einem Ungenannten übersetzte Schrift des Isidor, den Willeram, welchen der Verfasser dieser Anfragen selbst anführet, den Notker, die vielen Vocabularien und Glossen dieser Zeit, und die übrigen Reste der ältesten oberdeutschen Mundarten, so wird man eben denselben Bau der Wörter bey ihnen antreffen.

Es bleibt also wohl gewiß, daß Ottfried und alle übrige Schriftsteller dieser Jahrhunderte genau die Sprache geschrieben und beybehalten haben, welche zu ihrer Zeit und in ihrer Provinz üblich war. Von Ottfrieden kann ich mich auf sein eigenes Zeugniß berufen. Man lese nur in der gedachten Vorrede an den Erzbischof Liutbert die lange Schilderung, welche er von der

rauhen

rauhen mit Doppellauten, Gurgellauten und tiefen Vocalen überladenen Fränkischen Sprache macht, und vergleiche sie mit ihm selbst, so wird man völlig überzeugt werden.

Es ist auch diese ganze Sprache nichts weniger als veraltet; sondern sie lebt noch in der niedrigen Volkessprache vieler oberdeutscher Provinzen, und wenn man Gelegenheit hat, und sich die Mühe nehmen will, die Sprache des Landvolkes z. B. in Ober-Elsaß, in welcher Provinz Ottfried schrieb, mit allen ihren Doppellauten und Anhängseln zu schreiben, so wird man den ganzen Ottfried wieder finden. Und so auch mit dem Kero und Notker, welche zu St. Gallen lebten, und den übrigen Schriftstellern dieses Zeitraums. Ich habe diese Bemerkung bereits in der Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache gemacht, und es ist mir angenehm, daß ich Gelegenheit habe, sie hier aufs neue zu bestätigen.

Die Volkssprachen sind den Veränderungen bey weitem nicht so sehr ausgesetzt, als die Schriftsprache, weil das Volk nur sehr unmerklich in der Cultur fortrückt, daher es seine Aussprache, seine Sitten u. s. f. Jahrhunderte unverändert beybehält. Es ist noch jetzt vielen, wo nicht den meisten oberdeutschen Mundarten ei-

gen, statt der hohen Vocale tiefe, statt einfacher tiefer Vocale Doppellaute zu setzen, die End-Consonanten zu verbeißen, oder einen tiefen Vocal an das Ende des Wortes zu hängen. Der Oberschwabe spricht noch jetzt guot, komma, Muat, für gut, kommen, Muth, der Franke und Süd-Thüringer essa, giha, liuba, für essen, gehen, lieben, der Tyroler achtzena, Proat, groäß, für achtzehn, Brot, groß. Man sehe, was St. 3. des vorigen Bandes S. 23. f. von diesen angehängten Vocalen gesagt worden.

Aber was ist die Ursache, daß die Schriftsprache dieser Zeit, der rohen Volkssprache so nahe kommt? Diese Frage, welche nunmehr ganz natürlich ist, ist leicht zu beantworten, wenn man mit der Geschichte unserer Schriftsprache nur ein wenig bekannt ist. Vor den Zeiten der Schwäbischen Kaiser war die deutsche Cultur noch sehr geringe und mangelhaft. Der hohe und niedere Adel war ganz dem Kriege gewidmet, der geistliche Stand behalf sich mit ein wenig Römischer Cultur, alles übrige aber war Volk, und größtentheils Sclave, denn der mittlere Stand der Freyen oder Bürger, der für die Cultur immer der vortheilhafteste ist, war noch von keiner Bedeutung. Bey diesen Umständen hatte die Sprache in den obern Classen wenig Gele-

genheit,

genheit, verfeinert zu werden, oder sich zu einer von den Volkssprachen merklich verschiedenen Schriftsprache zu bilden. Die Geistlichen behalfen sich mit ihrem barbarischen Latein; der Adel zum Theil auch, und wenn er das nicht that, so war ihm die Volkssprache seiner Provinz gut genug. Ottfried klagt sehr laut über die Nachläßigkeit seiner Zeitgenossen in Ansehung seiner Muttersprache. Lingua enim haec, sagt er, velut agrestis habetur; dum a propriis nec scriptura, nec arte aliqua ullis est temporibus expolita etc. Es gab also damals noch keine eigentliche und eigene Schriftsprache, daher dem guten Ottfried auch nichts anders übrig blieb, als in der rauhen Volkssprache zu dichten und zu schreiben, wenn er anders gelesen und verstanden werden wollte, und das wollte er doch, vermöge seiner eigenen Vorreden. Die übrigen Schriftsteller vor und nach ihm befanden sich in gleichen Umständen.

Ich habe diesen Theil unserer Sprachgeschichte in der Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache ein wenig weitläuftiger ausgeführet, daher ich hier darauf verweisen kann. Eben daselbst habe ich gezeigt, daß sich zu den Zeiten der Schwäbischen Kaiser der Ritterstand vorzüglich auszubilden anfing, und daß der bisher sehr unbedeutende Stand der Freyen zugleich

zahlreicher, angesehener und ausgebildeter wurde. Die nächste Folge davon war, daß Deutschland nunmehr auch eine eigentliche Schriftsprache bekam, welche sich von den Mundarten des Volkes sehr merklich unterschied, und von dieser Zeit an durch die immer zunehmende Cultur bis zur heutigen Schriftsprache ist ausgebildet worden.

Die zweyte Anfrage betrift die Vertauschung unserer gegenwärtigen eckigen Schrift mit der runden Römischen, so wie sie in Lateinischen, Französischen u. s. f. Büchern gebraucht wird. Da ich hier mit dem ungenannten Hrn. Verfasser dieses Aufsatzes völlig einig bin, wie aus dem 3ten Stücke des vorigen Bandes dieses Magazines erhellet, so will ich mich hier bloß auf ein Paar Anmerkungen einschränken.

1. Soll diese runde Schrift in gedruckten Schriften allgemein werden, so wird sie auch in schriftlichen Aufsätzen eingeführet werden müssen. Unsere gewöhnliche Current-Schrift ist auch weiter nichts, als eine flüchtige eckige Schrift, und soll das Auge ganz von dieser entwöhnet werden, so muß sie auch aus schriftlichen Aufsätzen verbannet werden.

2. Der Hr. Verfasser glaubt, das beste Mittel, die runde Schrift in gedruckten Büchern einzuführen, beste-

he darin, daß acht oder neun der besten periodischen Schriftsteller sich vereinigten, ihre Journale von 1784 an mit lateinischen Lettern drucken zu lassen. Journale, welche häufig und mit Beyfall gelesen werden, sind dazu freylich am geschicktesten, weil ihre meisten Leser aus Liebhabern oder sogenannten Dilettanten bestehen, welche sich am schwersten zu dieser Veränderung gewöhnen werden. Denn dem eigentlichen Gelehrten, der bereits an die runde Schrift gewöhnt ist, ist es wohl gleich viel, was für eine er lieset. Allein ich glaube, daß es zu viele Schwierigkeiten hat, eine solche Veränderung in einem bereits bestehenden und fortdauernden Journale vorzunehmen, weil es hier ein eben so großer Übelstand seyn würde, als ein und eben dasselbe Buch halb mit eckiger und halb mit runder Schrift drucken zu lassen.

3. Soll diese Einführung mit dem gehörigen Erfolge geschehen, so muß sie von Schriftstellern unternommen werden, welche von aller Neuerungssucht frey sind, besonders in Ansehung der Orthographie; weil noch keine solche Neuerung ihr Glück gemacht, sondern vielmehr alles mit in ihr Schicksal verwickelt hat. Wenn Neuerungen von berühmten Namen herrühren, so können sie eine kurze Zeit einiges Geräusch machen; allein

die Vernunft behauptet sehr bald ihre Rechte wieder, die Neuerung wird vergessen, und läßt nichts zurück, als einen Schatten um den berühmten Namen, der sie ergrübelte. Der Verfasser der Anfrage sagt: „Könnte „dabey eine gleichförmige Rechtschreibung eingeführet „werden, so wäre das gewiß eben so verlangenswerth." Eingeführet darf hier eigentlich nichts werden, weil wir bereits eine solche Orthographie haben, welche bey allen Abweichungen, die in den neuesten Zeiten davon gemacht worden, immer noch allgemein genannt werden kann, man mag nun auf die Zahl derer sehen, die sie gebrauchen, oder auf ihren Geschmack und ihre Gelehrsamkeit; oder mit andern Worten, unter allen unsern Schriftstellern folgen immer noch theils die meisten, theils die gelehrtesten, theils die geschmackvollesten der einmahl üblichen gewöhnlichen Orthographie, und nur der kann sich davon entfernen, dem sein Gewissen sagt, daß es ihm an wesentlichern Verdiensten fehlt, sich unter seinen Zeitgenossen hervor zu thun. Der Mann von wahrem Verdienste und Geschmacke wird sich nie anders kleiden, als andere verdiente Männer von seiner Classe; wer sich aber in der Tracht als einen Sonderling auszeichnet, giebt damit zu verstehen, daß er kein anderes Mittel hat, bemerket zu werden.

Daß das ck und tz ihre guten Gründe haben, und ohne Nachtheil nicht verbannet werden können, habe ich bereits in einem der vorigen Stücke dieses Magazines gezeiget, (B. 1. St. 1. S. 79 und 82.) Als ein Beyspiel der orthographischen Neuerungen führt der Hr. Verfasser noch die Wörter Pabst, Probst und Pöbel an, welche viele um der Abstammung willen Papst, Propst und Pöpel zu schreiben rathen. Von Pöbel läßt es sich noch zweifelhaft machen, ob es unmittelbar aus dem Lateinischen Populus gebildet, oder wie Nase, Butter, Arm, und hundert andere mit dem Lateinischen aus einer und eben derselben ältern Quelle geschöpfet worden. Aber gesetzt, die Abstammung wäre erweislich, so verbietet doch die allgemeine Aussprache, welche den mittlern Consonanten gelinde hören lässet, Pöpel zu schreiben, sonst müßte man auch Popel oder wohl gar Popul schreiben, denn eins hat so viel Grund als das andere. Das ist einer von denen Fällen, wo die Etymologie offenbar gemißbraucht wird.

Pabst und Probst hingegen gehören zu den vielen Wörtern, welche man getadelt hat, weil man die Analogie, nach welcher sie gebildet worden, nicht einsahe. Sie sind aus Papa oder vielmehr Papas und Praepositus zusammen gezogen. Da die Sylben Pa und po in

den Stammwörtern gedehnt sind, durch die Zusammenziehung im Deutschen aber zwey Consonanten zusammen kommen, folglich die vorhergehende Sylbe nach der Regel geschärft lauten sollte, so suchte man die Dehnung dadurch zu sichern und zu bezeichnen, daß man das p in ein b verwandelte, und schrieb folglich Pabst und Probst. In so fern hatte die so widersinnig scheinende Schreibart doch einigen Grund für sich; allein freylich nur einen schwachen, oder vielmehr nur einen Scheingrund, denn daß der weiche Buchstab allein kein Zeichen der Dehnung ist, erhellet aus so vielen hundert entgegengesetzten Fällen. Überdieß ist die Aussprache dawider, weil wir in beyden Wörtern ein sehr deutliches p hören lassen. Ob nun gleich Pabst und Probst einigen Grund haben, so haben doch Papst und Propst weit mehr für sich, daher auch die letzte Schreibart jetzt schon gewöhnlicher ist, zumal da wir viele ähnliche abgeleitete Wörter haben, wo der vorhergehende Vocal, der folgenden Consonanten ungeachtet, gedehnt lautet, Arzt, Erz, Art, Bart, Jagd, Werth u. s. w. Siehe mein Lehrgeb. Th. 1. S. 256. f.

6. Hrn.

6.

Hrn. Prof. Müllers in Berlin Ausgabe einiger Schwäbischen Dichter.

Erste und zweyte Lieferung.

Berlin 1783. gr. 4.

Es ist bekannt, daß der nunmehr verstorbene Bodmer seine Abschriften von einigen Schwäbischen Dichtern dem Herrn Professor Müller in Berlin unter der Bedingung überlassen hat, daß sie durch den Druck bekannt gemacht werden sollten. Hr. Müller errichtete durch freywillige Beyträge eine Casse, aus welcher der Druck nicht allein dieser, sondern wo möglich, auch noch anderer ähnlicher Überbleibsel unsers dichterischen Alterthums nach und nach bestritten werden sollte. Die Sache gieng so gut von Statten, daß in kurzem drey solcher Gedichte, die Niebelungen, Veldecks Aeneide, und der Gott Amur, in zwey Lieferungen der Vergessenheit entrissen werden konnten.

Hr. Müller legte dabey eine sehr rühmliche Uneigennützigkeit an den Tag, indem er nicht allein die gan-

ze Ausgabe nebst den dazu gehörigen mühsamen Corre=
cturen unentgeldlich besorgte, sondern auch selbst ein
Ansehnliches zu den Verlagskosten mit beytrug.

Das verdienet allerdings den Dank, nicht allein seiner Zeitgenossen, sondern auch der Nachwelt; indessen ist es auch das ganze Verdienst, welches Hr. Müller sich um diese alten Dichter zu erwerben gut gefunden hat. Man darf daher nicht hoffen, die Verständlichkeit im geringsten erleichtert zu sehen. Selbst von den Verfassern, dem Alter und dem Zustande der Abschriften und andern nöthigen Umständen wird kein Wort gesagt, daher der Leser in Ansehung alles dessen, was ihm einiges Licht geben könnte, völlig im Dunkeln bleibt. Was die Verständlichkeit noch mehr hindert, ist dieses, daß der Herausgeber es sich zur Pflicht gemacht hat, seine Abschriften mit sclavischer Treue und mit Beybehaltung aller offenbaren Schreibe=und Lesefehler, und der ganzen alten mangelhaften Interpunction abdrucken zu lassen. Kurz, man kann für einen alten Schriftsteller, welchen man heraus giebt, unmöglich weniger thun, als hier geschehen ist. Wie sich das mit dem hohen Begriffe zusammen reinem läßt, welchen Hr. Müller, wie wir sogleich sehen werden, von diesen Gedichten hat, sehe ich nicht recht ein. Selbst die Absicht, die zur Bestreitung der Ko=

sten

sten nöthigen Beyträge zu erhalten, würde dabey gewonnen haben, wenn man den Liebhabern den Gebrauch dieser Gedichte ein wenig erleichtert hätte, indem gewiß die wenigsten so viele Kenntniß der alten Sprache besitzen, daß sie selbige ohne alle Beyhülfe lesen können. Zwar werden am Ende des ganzen Werkes ein Glossarium und Anmerkungen versprochen; allein zu geschweigen, daß dieses Versprechen noch sehr ungewiß ist, und sich auf ein bloßes vielleicht gründet, so ist zu befürchten, daß die Liebhaber ermüden werden, ehe dieses vielleicht in Erfüllung kommen kann.

Was den Umfang betrift, welchen Hr. Müller dieser Sammlung zu geben gedenkt, so läßt er uns auch darin ein wenig im Dunkeln. Indessen versichert er in einer auf einem halben Bogen einzeln gedruckten Nachricht, daß er in fünf Lieferungen alle jetzt bekannte Werke dieser Art von dem Untergange zu retten hoft. Ich gestehe gern, daß ich mir diese Versicherung nicht so recht zu erklären weiß. Sollte Hr. Müller in der That mit unserer Litteratur des Schwäbischen Zeitalters so unbekannt seyn, als er hier zu äußern scheint? Die drey folgenden Lieferungen sollen den Parcival und Zwain, (an andern Ortern schreibt der Herausgeber richtiger Twein,) den Trojanischen Krieg und

den

den Tristrand enthalten. Ist das etwa der ganze bekannte Reichthum dieser Art? Ich werde einmal in den folgenden Stücken dieses Magazines ein Verzeichniß der nur mir bekannten Gedichte aus dem Schwäbischen Zeitpuncte liefern, und da wird sich zeigen, daß zwanzig Lieferungen von der Stärke der gegenwärtigen kaum hinreichen werden, sie von dem Untergange zu retten, wenn auch die bereits gedruckten nicht mit gerechnet werden. Hierzu kommt noch, daß der Gott Amor, welchen Hr. Müller in der zweyten Lieferung mit abdrucken lassen, nicht einmahl mehr in den Schwäbischen Zeitpunct gehöret, sondern weit jünger ist, daher wohl noch zwanzig Lieferungen dazu gehören würden, wenn man das funfzehnte Jahrhundert mit in die Gränzen der Ausgabe einschließen will.

Wir müssen indessen mit demjenigen zufrieden seyn, was dem Herausgeber zu leisten und nicht zu leisten gefallen hat, und bey der großen Schwierigkeit, mit welcher die Ausgabe solcher alten Gedichte, aus sehr bekannten Ursachen, gemeiniglich verbunden ist, verdienet er für die Uneigennützigkeit, mit welcher er seine Zeit dieser Unternehmung aufopfert, die Erkenntlichkeit aller derer, welchen die erste Dämmerung unserer schönen Litteratur nicht ganz gleichgültig ist.

In der kurzen Vorrede zu der ersten Lieferung sucht der Herausgeber den wahren Werth dieser überbleibsel zu bestimmen, und leitet diese Bestimmung auf folgende sonderbare Art ein: „Ich liebe strenge Wahrheit im eigentlichsten Sinne und ohne alle Ausnahme; „diese dringet mich, den wahren Werth der zu rettenden überbleibseln (überbleibsel,) genau zu bestimmen" u. s. f. Ich nehme diese Worte in dem unschuldigsten Sinne, dessen sie fähig sind, und dann würde diese Stelle ungefähr so viel sagen, daß Hr. Müller sein Urtheil von diesen Dichtern ohne alle Zurückhaltung und Verstellung entdecken wolle; ob ich gleich gestehen muß, daß der Gedanke, wenn er diesen Verstand leiden soll, sehr übel ausgedruckt ist. Eine andere Auslegung würde, wenn sie auch den Worten angemessener seyn sollte, der Bescheidenheit des Herausgebers zum Nachtheile gereichen.

Was nun die Bestimmung des wahren Werthes selbst betrift, so gestehet Hr. Müller zwar, daß die Gedichte des Schwäbischen Alters, weder mit den Meisterstücken der Griechen und Römer, noch mit den guten Arbeiten der Neuern verglichen werden können, legt ihnen aber doch schätzbare dichterische und noch mehr historische Eigenschaften bey, behauptet, daß die Sprache

dieser Zeiten die heutige an Annehmlichkeit, Kürze, Klang und Ausdruck weit übertreffe, und wünscht endlich, daß es einem wirklich dichterischen Genie einfallen möge, in gewissen Dichtungsarten, gleich den marotisirenden Franzosen Gebrauch davon zu machen.

Es wäre leicht zu zeigen, daß alle die Stücke, welche Hr. Müller als Vorzüge an den Ritterromanen des mittlern Zeitalters erhebet, wirklich Mängel sind, welche diese Gedichte eben zu so schalen, weitschweifigen, gedehnten, matten und unpoetischen Chroniken gemacht haben, als sie wirklich sind. Allein, ich will mich dabey nicht aufhalten, zumahl da ich überzeugt bin, daß kein Mann von unverdorbenen Geschmacke diese Überbleibsel, was ihre dichterischen Eigenschaften betrift, über ihren wahren Werth schätzen wird.

Eben so sonderbar ist die Äußerung von der Sprache dieses Zeitraumes, ob sie gleich nicht neu ist. Die Zeit der Schwäbischen Dichter war die erste schwache Dämmerung für den Geschmack, die Sprache und ganze Aufklärung der Deutschen, und man will uns nach fünf Jahrhunderten immer fortgeschrittener Aufklärung noch anrathen, zu dieser Dämmerung wieder zurück zu kehren. Ich weiß nicht, was für ein sonderbares Verhängniß über den Deutschen Geschmack schweben muß, daß

er

er sich Dinge erlaubt, welche sich noch keine aufgeklärte, ja nicht einmal eine halb aufgeklärte Nation hat zu Schulden kommen lassen. Daß es heut zu Tage einem wirklich dichterischen Genie einfallen sollte, in der Sprache des 13ten Jahrhundertes zu dichten, wird wohl so leicht nicht zu befürchten seyn, weil dieses solcher trüben Lachen und armseligen Hülfsmittel gewiß nicht bedarf, wohl aber, daß es eingebildeten Genies aus Armuth des Geistes einfallen könnte, in einer Sprache, die sie selbst nicht verstehen, langweiligen Unsinn zu faseln.

Mit mehrerm Rechte wird der Nutzen dieser Gedichte für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche ihres Zeitalters behauptet, ob ich gleich noch sehr zweifele, daß gerade Publicisten und Staatsmänner nöthig haben werden, die Besitzungen der deutschen Fürsten, die Rechte der Familien und die Privilegien der Städte aus ihnen zu schöpfen und zu beweisen. Den dritten und gewis nicht minder wichtigen Nutzen, welchen der Sprachforscher aus diesen Überbleibseln ziehen kann und muß, übergehet Hr. Müller ganz. Sahe er ihn etwa nicht ein, oder schien er ihm nicht wichtig genug?

Nach dieser Vorrede folgt ohne alle weitere Einleitung auf 20 Bogen kleinen Druckes in gespaltenen Columnen das Lied der Niebelungen, mit den dazu gehörigen

hörigen Stücken Chriemhilden Rache und die Klage, und nur am Ende wird uns in einer kurzen Nachschrift nur gleichsam im Vorbeygehen gesagt, daß Bodmer die beyden letztern Stücke bereits 1757 habe abdrucken lassen, und daß der Herausgeber des Ganzen, weder den Autor noch die von ihm aufgeführten Personen kenne, ob sie ihm gleich nicht erdichtet zu seyn scheinen.

Daß Hr. Müller die beyden letzten Stücke hier wieder abdrucken lassen, um das Ganze beysammen zu haben, obgleich die Bodmersche Ausgabe derselben noch in allen Buchläden zu haben ist, wird wohl nicht leicht jemand tadeln, wohl aber muß jeden die Sorglosigkeit des Herausgebers in Ansehung des Verfassers befremden, und zwar um so viel mehr, da sich derselbe am Ende ziemlich deutlich zu erkennen gegeben hat, und Bodmer nebst andern demselben auch bereits den Weg gebahnet hatten, auf welchem er nur weiter fortgehen durfte. Ich will den Schluß der Klage ganz hersetzen, unter andern auch als eine Probe der dichterischen Bearbeitung. Er lautet folgender Gestalt:

Wie ez Ezeln sidc ergienge
Und vvie er sin dinch angevienge
Do her Dietrich von im gereit
Des enchan ich die vvarheit

Iu noch niemen gesagen
Sumeliche iehent er vvurde erslagen
So sprechend sumeliche nein
Under disen dingen zvvein
Chan ich der luge niht verdagen
Noch die vvareheit vvol gesagen
Wan da hanget zvvifel bi
Des vvunders vverde ich nimmer vri
Weder er sich vergienge
Oder in der luft enpfienge
Oder vb er lebendich vvurde begraben
Oder ze himmel uf erhaben
Oder ob er zu der hute trueffe
Oder ob er sich versluesse
In locher der stainvvende
Oder mit vvelhen ende
Er von dem libe quême
Oder vvaz in zuo im nême
Ob er fuere inz abgrunde
Oder ob in der tiufel verslunde
Oder ob er sus versvvunden
Daz enhat noch nieman erfunden
Uns seit der tichtære
Der uns tihtet diz mære

Ezn vvær von im ſo niht beliben
Ern hete ez gern geſcriben
Daz man vviſte diu rehten mære
Wie ez im ergangen vvære
Wære ez im inder zuo chomen
Oder het erz ſus vernomen
In ſpelsvviſe von iemen
Da von vveiz noch niemen
War der kunec Ezel ie bequam
Von Pazzovve der biſſchof Pilgerin
Durch liebe der neven ſin
Hiez er ſchriben dizze mære
Wie ez ergangen vvære
In latiniſchen buſtaben
Ob ez ieman fur luge vvolde haben
Daz er die vvareheit hie funde
Von der alrerſten ſtunde
Wie ez ſich huop und mans began
Und vvie ez ende ſit gevvan,
Umbe der guoten knehte tot
Und vvie ſie alle gelagen tot
Daz hiez er allez ſchriben
Ern liez ez niht beliben
Wan im ſeit der videlære

Diu

Diu chuntlichen mære
Wiez ergie und ouch geſchah
Wande erz allez an ſah
Er und manic ander man
Das mære prufen do began
Sin ſchribere meiſter Chunrat
Tihtet maniges ſit hat
Vil diche in tüſcher zungen
Daz die alten mit den iungen
Erchennen vvol daz mære
Von ir freuden noch von ir ſvvære
Ich iu nu niht mere hie ſage
Dizze liet haizet diu KLAGE.

Ich frage einen jeden, ob in dieſer ganzen langen Stelle nur ein Fünkchen dichteriſchen Geiſtes iſt? Und in dieſem weitſchweifigen, kalten, ſchleppenden, gedehnten, und mit unter niedrigem Tone iſt, wo nicht das Ganze, doch bey weitem der allergrößte Theil des ganzen Gedichtes, und nicht allein dieſes Gedichtes, ſondern auch aller ähnlichen Producte dieſes Zeitalters. Es iſt mir daher unbegreiflich, wie ein Mann von Empfindung und Geſchmack nicht allein das Dichteriſche in dieſen überbleibſeln erheben, ſondern auch die Sprache

ihrer Annehmlichkeit, Kürze, Klanges und Ausdruckes wegen empfehlen kann. Die Sprache ist immer nur die Darstellung des Gedanken; wie kann also der Ausdruck kurz seyn, wenn der Gedanke eine unausstehliche Weitschweifigkeit hat? Wo ist da Kürze, wenn so viele Wörter mit müßigen nichtsbedeutenden Sylben und Buchstaben überladen sind? angeviengе für anfing, gereit für ritt, enchan für kann, gesagen für sagen, der tichtaere für Dichter, gelagen für lagen, enhat für hat u. s. f. Der Wohlklang hängt theils von einzelen Lauten und Wörtern ab, theils von dem Bau der Sätze und Perioden. Kann da Wohlklang seyn, wo gehäufte harte Consonanten, Hauchlaute, tiefe Vocale und widerwärtige Doppellaute herrschen? trueffe, versluefse, zuo, tiufel; ezn, für es, ern für er, diu, chomen, chan, huop u. s. f. Und wo findet sich hier eine Spur von einem wohlklingenden Bau der Sätze und Perioden? Der Nachdruck sowohl einzeler Wörter als ganzer Gedanken hängt immer von Bildern und bildlichen Nebenbegriffen ab, so fern sie den Hauptbegriff unterstützen. Aber wie kalt, wie prosaisch, wie unanschaulich ist hier alles? Und welches wirkliche Genie wird sich wohl so weit vergessen können, eine so unausstehliche Sprache zu reden. Kurz, von Seiten der

Dich-

Dichtung verdienen alle diese Überbleibsel nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Doch ich komme wieder auf den Verfasser dieses Gedichtes zurück, um dessen willen ich diese Stelle eigentlich abgeschrieben habe.

Er nennet sich ausdrücklich Meister Chunrat, und sagt, daß die Geschichte ursprünglich auf Veranstaltung Pilgerins, Bischofes zu Passau, in Lateinischer Sprache sey aufgesetzet worden, worauf er, Conrad, die maere gepruefet, d. i. die Geschichte in Verse übersetzt habe.

Wenn die Angabe von dem Bischof Pilgerin Wahrheit ist, so müßte die Geschichte zwischen 971 und 991 seyn aufgesetzet worden, zu welcher Zeit ein Bischof Peregrinus zu Passau, oder vielmehr zu Lorch regierte. Indessen ist von einem solchen lateinischen Originale bisher, so viel ich wenigstens weiß, nichts bekannt geworden. Doch versichert Caspar Brusch de Laureaco S. 119. von diesem Peregrino: auctor fuit cuidam sui seculi versificatori Germanico, ut is rhythmis gesta Avarorum et Hunnorum Austriam supra Anasianam tum tenentium et omnem viciniam late depraedantium (quos Gigantes, nostrate lin-

lingua *Reckhen* et *Riesen* vocari fecit,) celebraret et quomodo hae barbarae gentes ab Othone Magno profligatae et victae essent.

Wer der Conrad gewesen, der die maere gepruefet hat, läßt sich nur muthmaßlich bestimmen. Wir haben mehrere Deutsche Dichter oder vielmehr Reimer im 13ten Jahrhundert, welche den Namen Conrad geführet haben. Man kennet einen Meister Conrad von Rotenberg, einen Meister Conrad aus Tyrol, einen Conrad von Marburg. Aber der bekannteste ist Meister Conrad aus Würzburg, welcher in der zweyten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lebte, und mehrere ähnliche Gedichte hinterlassen hat, ein Gedicht von dem heiligen Alexius, die Bier, den Trojanischen Krieg, Engelhart und Engeldrut u. s. f. Daß dieser auch Verfasser der Nibelungen sey, wird daraus wahrscheinlich, weil er in der angeführten Stelle von sich selbst sagt, daß er bereits vieles in deutscher Sprache gedichtet habe.

Nur eine Schwierigkeit kommt in der angeführten Stelle vor, die ich mir nicht zu heben getraue. Aus dem Zusammenhange scheint zu erhellen, daß Conrad

eben

eben des Bischofs Peregrini Schreiber gewesen, der die Geschichte aufsetzen lassen. Wenigstens wüßte ich nicht, worauf das sein in der Stelle

Daz maere prufen do began
Sin Schribere meister Chunrat,

sonst gehen könnte. Ist die Stelle etwa durch einen Schreibfehler verunstaltet, welches daraus wahrscheinlich werden könnte, weil Bodmers Abschreiber in mehrern Stellen unläugbar falsch gelesen hat? Oder lebte der Verfasser des deutschen Gedichtes wirklich zu Peregrini Zeiten, folglich in der zweyten Hälfte des 10ten Jahrhundertes? Wäre dieß, so würde es eines der ältesten und schätzbarsten Überreste der deutschen Sprache seyn. Allein, daß dieses der Fall nicht seyn kann, erhellet theils aus der weit neuern Sprache, theils aus manchen in dem Gedichte selbst vorkommenden Umständen, welche unläugbar auf das 13te Jahrhundert weisen. Oder endlich hat Conrad von Würzburg als Übersetzer, diese Verwechselung der Zeit mit Fleiß begangen, und sie etwa als eine dichterische Schönheit angesehen? Beynahe sollte man das letztere glauben, weil es ein gewöhnlicher Fehler der Schwäbischen Dichter ist, daß sie Zeiten und Örter verwechseln. Ihre Dichtung ist im-

mer halb wahre Geschichte, und ihre wahre Geschichte immer halb Dichtung, und das macht beyde zu einem so unausstehlichen Mitteldinge, daß man immer nicht weiß, woran man ist.

Von Hrn. Oberlin in Strasburg haben wir eine schöne Diatriben de Conrado Herbipolita vulgo *Meister Kuonze von Würzburg*, Strasburg, 1782. 4. worinn aber dieses Gedichtes nicht gedacht wird.

Was den Inhalt dieses Gedichtes betrift, so will ich mich aus den bereits angeführten Ursachen dabey nicht aufhalten. Die Personen der Haupthandlung sind aus dem fünften Jahrhunderte, doch so, daß Begebenheiten des 9ten und 10ten Jahrhunderts mit eingemenget werden. Auch in Ansehung der Sitten und Gebräuche ist es ein Mischmasch der Sitten des 13ten, 10ten und 5ten Jahrhunderts, so viel der Dichter von den letztern etwa aus Überlieferungen hat wissen können, und wenn das nicht der Fall war, so kommt es ihm so wenig als seinen übrigen Zeitgenossen darauf an, Sitten des 13ten Jahrhunderts in das 5te über zu tragen.

Der zweyten Lieferung ist die Recension der ersten in der Göttingischen gelehrten Zeitung beygedruckt worden,

den, welche verschiedene gute Erläuterungen des historischen Theiles dieses Gedichtes enthält, nur daß dasjenige, was daselbst von dem Verfasser und der Zeit der ersten Verfertigung des Gedichtes gesagt worden, nach Maßgebung des obigen verbessert werden muß. Es scheint, daß der Verfasser der gedachten Recension den Schluß des Gedichtes übersehen hat.

Die zweyte Lieferung enthält Veldecks Aeneis und den Gott Amor, zwey an Alter, Güte und Größe sehr ungleiche Gedichte.

Veldecks Aeneis ist das älteste Stück unter den größern Gedichten aus dem Schwäbischen Zeitpuncte, indem ein Theil derselben noch lange vor dem Ende des 12ten Jahrhundertes gedichtet worden, und verdiente daher vorzüglich einen Abdruck. Veldeck selbst war einer der merkwürdigsten Personen unter den Schwäbischen Dichtern, und da wir von ihm mehrere Nachrichten haben, als von den übrigen, so hätten sie hier wohl eine Stelle verdient, wenn auch nur dasjenige wäre wiederholet worden, was Bodmer in der Vorrede zu den Proben von ihm gesammelt hat.

Ich kenne nur drey Handschriften dieses Gedichtes, eine in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, aus dem Ende des 14ten Jahrhunderts; eine in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, welche von 1474 ist, und eine zu Eybach auch aus dem 15ten Jahrhundert. Es wäre daher zu wünschen, daß eine ältere Handschrift aufgefunden werden könnte, weil wir jetzt immer nicht gewiß sind, daß wir Veldecks wahre und eigene Arbeit haben. In den mittlern Zeiten, da Kritik noch eine so ganz unbekannte Kunst war, pflegten die Abschreiber solche Werke immer gern nach der Sprache ihrer Zeit und ihrer Provinz zu verändern, weil man sie zum Gebrauche abschrieb, und daher alles aus dem Wege zu räumen suchte, was in der Lesung aufhalten und Anstoß machen konnte. Es ließe sich dieses leicht mit mehrern Beyspielen beweisen, wenn es nöthig wäre. Gottsched nahm schon eine Abschrift von der Gothaischen Handschrift, und beschrieb die letztere in einem Programm de antiquissimo Aeneidos versione Germanica *Henr. de Veldeck*, Leipzig 1745. 4, welches sich auch in seinem Büchersaale B. 2. S. 78. f. Deutsch befindet, und hier wohl eine Stelle verdient hätte. Der gegenwärtige Abdruck ist nach der Gothaischen Handschrift gemacht worden, und zwar nach einer Abschrift, welche Hr. D. Anton in

Gör=

Görlitz davon genommen, und sie zu diesem Gebrauche hergegeben hat.

Was Veldecks Arbeit selbst betrift, so glaube man ja nicht, daß sie eine Übersetzung von Virgils Aeneis ist. Die Werke der Alten waren nicht nach dem Geschmacke der Dichter dieser Zeit; ein Umstand, welcher allein schon hinlänglich ist, uns ihren Werth verdächtig zu machen. Wer für das wahre Dichterische kein Gefühl hat, sondern nur nach kalten Abentheuern hascht, gegen den sollte man mit den Namen eines Dichters billig nicht so freygebig seyn. Kurz, in der Aeneis des Deutschen sind nur einige Hauptpersonen und Haupthandlungen aus der Aeneis des Römers entlehnet, und daraus hat der Reimer einen so langweiligen, platten und prosaischen Ritterroman zusammen gesetzt, als dem Geschmacke dieser Zeiten gemäß war, so daß dieses Gedicht als Dichtung betrachtet vor seinen übrigen Brüdern nichts voraus hat.

Und auch diese Bearbeitung ist nicht einmahl Veldecks Verdienst. Seine Aeneide ist eine bloße Übersetzung, nicht aus dem Italiänischen, wie es in dem voran geschickten Inhalte heißt, (wälsch bedeutet zu dieser

ser Zeit ausländisch überhaupt, besonders Französisch und Provenzalisch,) sondern aus dem Französischen des Chretien de Troyes, eines bekannten Französischen Reimers bald nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts, welcher 1191 starb, und wieder nicht unmittelbar aus dem Virgil schöpfte, sondern vermuthlich aus dem Provenzalischen, und Gott weiß, woher wieder der Provenzal seinen Stoff genommen hat; vielleicht gar aus dem Arabischen. Da jeder, durch dessen Hände das Gedicht ging, nach Gefallen dazu und davon that, so kann man sich vorstellen, wie unähnlich das Ganze der Arbeit des Römers geworden seyn müsse. Am Ende kommt der Verfasser gar auf die Geburt Christi, die ihn denn ganz natürlich auf eine sehr erbauliche Betrachtung leitet.

Den Beschluß der zweyten Lieferung macht der Gott Amor, ein Gedicht aus dem 15ten Jahrhunderte, welches also der Zeit nach wenigstens um dritthalb Jahrhunderte von dem Veldeck entfernt ist, dessen Verbindung mit demselben mir daher ein wenig unschicklich scheint. Übrigens macht es seinem Gefährten keine Schande, denn der Verfasser erzählt sein Abentheuer auf eine eben so unpoetische, platte und lang=

langweilige Art als Veldeck. Nirgends ein Flämmlein Einbildungskraft, warmer Empfindung, die man hier doch am ersten vermuthen sollte, oder dichterischen Feuers; es ist Meistergesang, und weiter nichts. Wer noch, wie in dem vorgesetzten Inhalte geschiehet, versichern kann, „daß es so ganz „Poesie, so ganz la Fontaine's Naivität sey, daß „es jeden, der es lesen werde, entzücken müsse,“ den muß entweder die veraltete Sprache zum Besten gehabt haben, oder er muß seine Leser zum Besten haben wollen.

Die nächsten Lieferungen sollen, wie in den Vorreden versichert wird, den Parcival und Twein, den Trojanischen Krieg und den Tristrand enthalten. Da man von dem Parcival bereits eine gedruckte, aber sehr seltene Ausgabe von 1477 hat, so wäre zu wünschen, daß diese damit verglichen und die Abweichungen angezeiget würden. Vielleicht ist sie von einer ältern Handschrift, als Hr. Müllers Abschrift. Bey Werken dieser Art ist es aus den bereits angezeigten Ursachen schlechterdings nothwendig, die älteste Abschrift, die man nur haben kann, zum Grunde zu legen. Von dem Trojani-

schen

schen Kriege befindet sich eine Handschrift in der königlichen Bibliothek zu Berlin, deren Einsicht Hr. Prof. Müller leicht würde erhalten können. Eben diese Bibliothek enthält noch verschiedene andere Werke aus dem Schwäbischen Zeitpuncte, welche bekannt gemacht zu werden verdienen; aber freylich nicht um ihres poetischen Werthes, sondern um der Sprache und der Sitten ihrer Zeit willen.

Vorzüglich wünschte ich einen Abdruck, der noch hin und wieder vorhandenen Lieder, Erzählungen und kleinerer Gedichte, wo sich immer noch eher etwas Dichterisches findet, weil sie Empfindungen schildern, als in den Ritterromanen. Bodmer erwähnet in der Vorrede zu Chriemhilden Rache einer Handschrift, welche Erzählungen verschiedener Verfasser, eines Gottfried von Strasburg, Hartmanns von Aue, Conrads von Würzburg und anderer enthält. Diese wären des Abdruckes vorzüglich würdig.

Das günstige Vorurtheil für die Schwäbischen Dichter ist vornehmlich durch ihre Lieder in der Manessischen Sammlung erreget worden, worunter viele angenehm und naiv sind, weil sie Empfindungen

schil=

schildern. Man glaubte, ihre Ritterromanen müßten wenigstens eben so gut seyn, und glaubte dieses um so viel leichter, weil sich nur wenige die Mühe nahmen, sie verstehen zu lernen. Allein man irret darin eben so sehr, als wenn man warme Empfindung und blühende Einbildungskraft in den gereimten Chroniken dieser Zeit suchen wollte. Abentheuer erdichten und wirklich dichten, ist denn doch wohl noch zweyerley.

Inhalt.

1. Hr. Hauptmann von Blankenburg über Deutsche Sprache und Litteratur, mit des Herausgebers Anmerkungen Seite 3

2. Volkslied von einem Ritter aus Steyermark, von 1532. S. 51

3. Von der Lebhaftigkeit des Styles S. 65

4. Gebrauch und Mißbrauch der Etymologie S. 96

5. Ueber eine doppelte Anfrage in dem deutschen Museo S. 122

6. Hrn. Müllers Ausgabe einiger Schwäbischer Dichter S. 137

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Adelung, Johann Christoph, 1734-1806

Magazin für die Deutsche Sprache

Bd.: 2,2

Leipzig (1784)

L.germ. 8-2,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583307-0
VD18 80252494-001